

*Der Weg in den*

**Himmel**

**Julie Burow**

Julie Burow

Der Weg in den Himmel

Novelle

1854

---

Textvorlage: Internet Archive

Texterkennung: gImageReader

Font (Überschriften): FoglihtenNo04 und FoglihtenNo07 by  
glukfonts.pl

Vektorgrafik (Sternchen): Freepik (<http://de.freepik.com/>)

Buchdeckel: Grafik erstellt mit Hilfe von ArtWeaver, IrfanView

Die Rechtschreibung wurde aktualisiert.

---

## Erstes Kapitel.

An der äußersten nordöstlichen Grenze Preußens liegt, gleichsam einen Markstein bildend, gegen das ungeheure Russland, ein Landstrich von rauer Natur, das Fürstentum Litauen. – Die Bewohner desselben haben sich im Laufe der Jahrhunderte, die alle andern Völkerstämme jener Gegend germanisierten, ihre Nationalität, ihre Sprache, ja sogar ihre uralte, schöne Tracht bewahrt, und mit Erstaunen und Interesse sehen die englischen, französischen und deutschen Schiffer, welche der Handel nach Memel führt, in dieser Stadt deutscher Zunge und nordischer Art, auf dem Markte die schlanken, hohen Gestalten der litauischen Bauern in ihren Bastschuhen und blauen Tuchkitteln, und die meist sehr hübschen Mädchen mit dem kurzen, gewürfelten Rock, den drei bis vier saubern, rot gestickten Schürzen, dem Silber geschnürten Mieder und den reichen, blonden, mit bunten Bändern umwundenen Zöpfen, die von einigen rings um den Kopf gewickelt, von andern nach Art der drusischen Frauen in zwei dicken Knoten an den Seiten der Stirn befestigt werden. Ein Schleier von weißem Linnen, ebenfalls rot gestickt, ist auf dem Haupte befestigt und die Trägerinnen verstehen es nicht selten sich mit demselben in wahrhaft plastischer Weise zu drapieren. – Die Sprache dieser Kinder einer rauen Natur ist von einer solchen Weichheit und Süße, dass sie unter

einem südlicheren Himmel entstanden zu sein scheint, und in der Tat versichern die Philologen Königsbergs, dass das Litauische eine Stammverwandtschaft mit dem Griechischen habe. Die Sanftheit und Biagsamkeit der litauischen Sprache begünstigt die Poesie, und in der Tat besitzt das litauische Völkchen einen Schatz von Dichtungen, welchen der Vergessenheit zu entreißen und der Welt bekannt zu machen, das Bestreben einiger wackeren Gelehrten Königsbergs schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war.

An einem Junitage, jener und nun schon längst vergangenen Zeit, saßen zwei litauische Kinder auf dem Dünensande im Sonnenschein und spielten mit Muscheln. Es waren Geschwister, ein Mädchen und ein Knabe, und sie waren Waisen, wenigstens Waisen von einer Seite, denn die Mutter, eine hübsche, fein aussehende Frau von etwa dreißig Jahren, saß nicht weit von ihnen auf dem grauen Kiel eines alten Bootes und flocht oder webte vielmehr aus gedrehter Seide, ohne anderes Werkzeug als einige kleine Holzspäne, ein schönes, buntes Band, das sie in Memel zu verkaufen pflegte, und sah von Zeit zu Zeit mit einem Blicke der tiefsten Mutterliebe auf ihre fröhlichen, rosigen Kinder. –

»Juragis«, sagte das kleine, etwa achtjährige Mädchen, »sieh Dir einmal den Himmel an, Gold, lauter Gold und roter Flimmer, wie das Hochzeit band von der Tochter

des reichen Donaleitis.«

»Pah«, entgegnete der neunjährige Knabe, »was sprichst Du, Margeita, ein Band, was ist ein Band? Da unten weit hinter dem Meere, wo die Sonne untergeht, da müssen ganze Ströme von Gold und rotem Flitter sein, und wer dahin käme, müsste darin baden und untertauchen können, und die goldenen und roten Wellen schlägen zusammen über seinem Kopf.«

»Ja, wer da hinkommen könnte«, sagte Margeita, »aber hier ist das weite, weite Meer und hinter dem ist die Welt zu Ende.«

»Unser Vater ist dort«, flüsterte Juragis, die großen, hellen Kinderaugen nachdenkend auf den flammenden Sonnenuntergang heftend.

»Du weißt, unser Vater, der so prächtig aussah in den bunten Kleidern, als er uns zuletzt küsste. ›Ich geh' von Euch, Kinder«, sagte er, ›aber im Himmel kommen wir wieder zusammen.«

»Unser Vater ist tot«, sagte das Mädchen und wischte sich die feucht werdenden Augen mit der gestickten Ecke des Schürzchens.

»Sie nahmen ihn unter die Soldaten und da haben sie ihn totgeschossen, eine Kugel hat in seiner Brust gesessen und eine hat seinen Arm zerschmettert, so hat es der Herr Prediger der Mutter gesagt.«

Der Knabe schauderte leise, dann aber hob er stolz und kühn den schönen Kopf empor und rief mit einem Anflug von Begeisterung:

»Ja, aber er ist doch im Himmel, und wenn man über das Meer fährt, weit, immer weiter, so muss man zuletzt auch in den Himmel kommen. Liegt doch da, wo das rote Gold flammt, der Himmel auf der Erde fest, und wo die Sonne untergeht oder der Mond, da muss eine Tür sein, durch die sie in den Himmel zurückkehren, und ich sage Dir, Margeita, ich werde in den Himmel geh'n, den Vater zurückholen, ich kann die Mutter nicht immer und immer weinen sehen.«

»Ja, aber Du musst erst groß und alt werden, Juragis«, erwiderte die Schwester, »erst wenn man alt geworden ist, kann man in den Himmel kommen, und bis dahin ist's noch sehr, sehr lange hin.«

»Ich bin alt genug in den Himmel zu gehen, Margeita. Was willst Du, ich habe Arme, schau'nur wie lang, und ich kann des Donaleitis großes Boot regieren und ich brauche ja nur das kleinste Boot zu nehmen, und werde doch in den Himmel kommen, je kleiner das Boot ist, in dem ich fahre, desto leichter kann ich durch die kleine Tür schlüpfen, durch welche die Sonne hineingeht. Lass' mich nur machen, Margeita.«

»Aber wer in den Himmel gegangen ist, kehrt nicht wieder, Juragis.«

»Ich werde wiederkehren, Margeita, und werde den Vater mitbringen. Verlass' Dich darauf. Ich werde vor den Herrn Gott hintreten, er kann nicht böser aussehen, als der raue Apotheker in Kleipeda, und der schenkte mir die Medizin, wie die Mutter krank war, und ich werde sagen: Herr Gott, lass' meinen Vater zur Mutter zurückkehren, und behalte mich hier, und müsste ich auch in der Hölle bleiben; die Mutter weint gar zu sehr.«

»Aber, wenn Du nicht bei uns wärest, würde sie auch weinen, Juragis.«

»Lass' gut sein, Margeita«, sagte der Knabe mit einem schlaun Blick, »ich sage nur so, unser Herr Gott ist viel zu gut, der lässt uns beide zu Euch zurück, wenn ich's ihm nur recht vorstelle.«

»Ach Juragis, wenn das wäre«, seufzte das Mädchen – »die Mutter weint Tag und Nacht und kann gar nicht so viel arbeiten, uns Brot und Kleidung zu schaffen.«

In diesem Augenblicke erhob die Mutter ihre Stimme und rief ihre Lieblinge:

»Juragis, Margeita!«

Sie liefen zu ihr, hängten sich in ihre Kleider und baten:

»Mutter sing' uns ein Lied beim nach Hause gehen.«

Sie heftete die schönen zärtlichen Augen wechselsweise auf die Kinder und jedes an einer Hand



führend, sang sie beim Gehen in ihrer weichen Muttersprache ein Lied, das in Chamissos trefflicher Übersetzung also lautet:

*»Her zogen drei Schwäne mit Kriegsgesang  
Zu Ross, zu Ross es dröhnend erklang  
Es reiten aus allen Höfen daher  
Die jüngern Söhne zu Kriegesheer.  
Es ist mit uns gar schlimm bestellt  
Und keiner bleibt, wenn einer sich stellt.  
Du ziehst, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Sohn,  
Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.  
Wann kehrst Du, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Kind.  
Wann kehrst Du zurücke, das sag' mir geschwind?  
Sind Luft und Wasser und Land erst frei,  
Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei.«*

Während noch die Mutter sang, hatten die drei das kleine Häuschen erreicht, das einzige Besitztum der Familie.

Das niedrige, mit Stroh gedeckte Dach war grün vom langbärtigen Moose, das darauf wuchs. Eine hohe weißstämmige Birke stand unweit der Haustür und ihre feinen Zweige regten sich und flüsterten im Abendwinde. Neben ihrem Stamm stand ein mit wahrhafter Kunst geflochtener Binsenstuhl und darauf saß ein schon älthlicher Mann von würdigem Aussehen. Es war der Geistliche des Orts, Herr Pfarrer Ostermeier und er

reichte der Witwe mit dem Gruß *Laps waker manumetis* (Guten Abend Frau) die Hand, die sie ehrerbietig an die Lippen zog. Dann aber griff er in die weiten Taschen seines langen schwarzen, keiner Mode der Welt angehörenden Rockes, und holte daraus Brot, Wurst, Käse und noch einige andere Nahrungsmittel hervor, die er liebevoll unter die Kinder verteilte.

Es war ein wackrer und ein wohlhabender Mann, der Pfarrer Ostermeier.

Die Pfarrstellen in Litauen sind alle einträglich und von großem Umfange. Denn da es ein unerlässliches Erfordernis ist, dass der Geistliche die Landessprache geläufig spricht, so finden sich unter der zahllosen Menge der Kandidaten der Theologie, welche die Universität Königsberg hervorbringt, immer nur wenige, welche für eine litauische Predigerstelle geeignet sind. Ostermeier aber war von Geburt ein Litauer, d. h. sein Vater, Groß- und Elternvater waren schon Prediger in Litauen gewesen, und er hatte die Sprache seiner Pfarrkinder mit seiner Muttersprache zu gleich von seiner litauischen Wärterin erlernt. So saß er denn auch bald im heitersten Geplauder mit den Kindern und der Mutter und die weichen Sprachlaute klangen süß und melodisch durch die stille Nachtluft.

Juragis saß gedankenvoll im Grase zu den Füßen des Geistlichen und blickte noch immer hinaus in das

Abendrot.

»Woran denkst Du, Knabe?« fragte Ostermeier endlich, dem Träumenden freundlich die Hand auf die Schulter legend.

»Ob ich zu meinem Vater in den Himmel kommen kann, Herr Pfarrer.«

»Das kannst Du, das wirst Du, Juragis, sei nur Dein Leben lang so brav, so fleißig, ehrlich und wahrliebend als jetzt.«

»Fängt der Himmel da an, Herr, wo die Erde und das Meer zu Ende sind?«

»Ja, Juragis, wo das Erdenleben zu Ende ist, fängt der Himmel an.«

»Kann man hinkommen, wenn man immer gerade übers Meer fährt?«

»Ob über Meer oder Land, Juragis, der gerade Weg führt stets in den Himmel.«

»Aber übers Meer geht's rascher?«

Der Pfarrer lächelte.

»Das mag wohl mancher Matrose gefunden haben, den der Sturmwind auf seinen Flügeln in den Himmel führte.«

»Und mein Vater ist im Himmel?«

»Ja mein Sohn, gewiss; einen bessern Mann als Deinen

Vater hat's nicht gegeben, und Herzen, wie dem seinigen,  
ist der Himmel gewiss.«

✱ ✱ ✱

## Zweites Kapitel.

Das Meer war seit Wochen ruhig. Ein stattliches Schiff, in Bauart und Takelage als ein französischer Kauffahrer kenntlich, glitt vor dem Winde dahin. Die lustigen, schwarzbärtigen Matrosen hingen wie kletternde Affen im Segelwerk oder saßen plaudernd am Steuerruder.

Am Bugspriet stand ein schlanker, schöner Mann in der Kleidung eines Obristen der französischen Republik und sah durch ein Fernglas bald auf den wolkenlosen Himmel, bald auf das spiegelglatte Meer. Neben ihm lehnte ein blonder großer Mann mit den ernstesten Zügen und dem kräftigen Bau des Nordländers.

Es war ein Lotse von Bornholm, Lars Anderson, von Geburt ein Schwede. Die Wetter aller Zonen hatten seiner hellen Stirn einen rötlich braunen Schimmer mitgeteilt und sein blondes Haar weiß gebleicht.

»Gibt es Walfische in der Ostsee?« fragte der Obrist Dufour Französisch den Lotsen, der schon seit geraumer Zeit auf einen Punkt hinstarrte, der sich mit den leichten Wellen gleichmäßig hob und senkte.

»Das ist kein Walfisch«, antwortete der in derselben Sprache, »aber geben Sie mir einmal Ihr Glas, Colonel, es ist besser als meines, ich halte das Ding da drüben für ein leeres Boot.«

Der Lotse fasste jetzt den schwimmenden Gegenstand, der sich offenbar dem Schiffe näherte, fest ins Auge und sagte dann in seiner Muttersprache:

»Das ist ein Boot und ein Mensch ist darin.« –

*Capitain* Macleen, ein Schotte und Führer des guten Schiffs *l'aigle*, von der Marseiller Reederei, kam jetzt auch hinzu und befahl eilig das Schiff so zu richten, dass es dem treibenden Boote sich näherte, und bald war der größte Teil der Mannschaft auf dem Deck versammelt und starrte neugierig und teilnehmend auf den Gegenstand, der sich mit jeder Minute mehr als ein Boot auswies, in dem ein schöner blondhaariger Knabe ausgestreckt und totenbleich, ein Bild der tiefsten Abspannung, am Boden lag. Einige tüchtige Matrosen waren in Boote gesprungen und hatten sich des treibenden Fahrzeuges bemächtigt. Das Kind in demselben war, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrungsmitteln, ohnmächtig, aber sein Puls schlug noch, obgleich matt und schwach genug. Der Knabe konnte seiner Größe nach neun bis elf Jahre alt sein. Lange goldene Locken ringelten sich um eine zarte Stirn, dunkle Wimpern kränzten das geschloss'ne Augenlid und auf dem feinen rosigen Kindermunde spielte ein engelhaftes Lächeln.

Die ganze Schiffsmannschaft sammelte sich auf dem Vordeck um den Geborgenen, den man auf eine Matratze

gelegt hatte, vorsichtig flößte der junge Schiffsarzt, ein Deutscher, ihm ein wenig Tee und sodann etwas Brühe ein. Der Untersteuermann, ein Pole aus der Gegend von Krakau, der auch sehr gut russisch sprach, redete zuerst das Kind an, das sich rasch erholte, aber es verstand die Sprache nicht und vergebens bemühte sich der Schotte, der Schwede, der Deutsche und die anwesenden Franzosen sich dem Findling, für den alle sich interessierten, verständlich zu machen. Der Knabe sprach. Er sprach bald sogar sehr lebhaft. Seine feinen Wangen röteten sich während des Sprechens, seine Augen glänzten. Weich und mild wie Töne einer Äolsharfe klangen seine fliegenden Worte, die lebhafteste Gestikulationen begleiteten, aber niemand verstand ihn. Man redete ihn in allen bekannten Sprachen Europas an, denn auch ein Baske war unter den Franzosen, und der Schotte sprach ziemlich geläufig italienisch, in keiner aber vermochte er zu antworten, und als er noch einige leichte Nahrungsmittel zu sich genommen, versank er, die Augen nach dem Himmel gerichtet, den die Abendröte mit Gold und Purpur malte, in einen sanften Schlaf.

Oberst Dufour stand lange neben dem schlummernden Kinde.—

Welch ein schönes Geschöpf, sagte er zu sich selbst, und welch' eine seltsame Kleidung! Das Hemd von grober aber weißer Leinwand war auf den Schultern mit

roten Blumen gestickt. Die Beinkleider, von einem festen, grauen Drell, die, weit und kurz nur bis an die Knie gehend, die tadellos geformte Wade des Knaben nackt ließen, waren ebenfalls mit Stickerei und blanken Knöpfen verziert, ein blauer, langer Kittel hatte neben ihm im Boote gelegen und die Füßchen des Kindes steckten in Bastschuhen vom feinsten Geflechte. Welch einem Geschlechte, Welch einem Volke kann das junge, reizende Geschöpf angehören, das eine so wohlklingende Sprache spricht und eine so eigentümliche Tracht trägt? – Mag eine Mutter den Knaben beweinen? Ein Vater ängstlich nach dem Liebling ausschauen? Welch' eine Verkettung von Umständen hat das Kind einsam aufs Meer geführt? Hat es sich unvorsichtig in ein unbefestigtes Boot gewagt? Ist vielleicht ein Verbrechen an ihm verübt worden? Der Gegenstand dieser verschiedenen Vermutungen schlief indes und träumte süß, denn er lächelte im Traum und alsdann drangen glänzende Tränentropfen unter seinen langen, seidenen Wimpern her vor, und endlich erwachte er mit einem lauten Jubelrufe.

Obrist Dufour stand noch neben seinem Lager und der Knabe sprang rasch von demselben empor, umklammerte die Knie des Offiziers, bedeckte seine Hände mit Küssen und gab, eifrig in seiner melodischen Sprache redend, alle Zeichen, dass er um etwas für ihn Hochwichtiges bitte. –



Dufour tätschelte liebevoll sein lockiges Blondhaar, hob ihn auf, küsste ihn sogar und sagte endlich zu den Umstehenden:

»Er bittet mich gewiss, mich seiner anzunehmen und ihn nicht zu verlassen, und bei meinem Degen, das will ich auch tun, ich will einen ordentlichen Soldaten aus dem Burschen machen, und er soll bei mir bleiben, bis er das geworden ist.«

Allerdings war diese Vermutung eine ganz irrige, aber sie bestimmte das Schicksal des Knaben, der eben niemand anderer war, als unser Bekannter, der kleine Litauer Juragis. Fest entschlossen in den Himmel zu gehen und den Vater zurückzuholen, hatte er in der Nacht, die jener Unterredung mit dem Pfarrer Ostermeier folgte, das kleine Boot des reichen Donaleitis von der Kette gelöst, sich in dasselbe gelegt und das kleine Segel gehisst, mit dem der Fischersohn sehr wohl umzugehen verstand. Ein frischer Landwind führte den schnell Entschlummernden noch während der Nacht auf das hohe Meer, und als der Morgen goldig am Himmel hinaufstieg, sah Juragis die Küste seiner Heimat nur wie einen gelblich grünen, dämmernden Streifen am östlichen Horizonte. Drei Tage waren unterdes verflossen, in denen der Knabe keine andere Nahrung zu sich genommen, als einige Bissen Brot, die er in die Tasche seines blauen Kittels gesteckt hatte. Es war dies ein Glück für ihn; das

säuerliche Schwarzbrot, dem der litauische Bauer dadurch, dass er das Mehl mit kochendem Wasser anrührt, lange die frische Feuchtigkeit zu bewahren versteht, hatte ihn nicht nur als Nahrungsmittel am Leben erhalten, sondern ihn auch vor der brennenden Qual des Durstes geschützt. Stunde um Stunde verrann für den kleinen einsamen Schiffer in heißer Sehnsucht nach dem Pförtchen im Himmel, durch das Sonne und Mond hineinschlüpfen, aber die Ströme von Gold und rotem Flimmer blieben ihm immer gleich ferne, obgleich die Sonne vor seinen Augen zweimal schon abends hineintauchte und die rot und goldenen Wellen über ihr zusammenschlugen. –

Als der dritte Abend herabsank, da wähnte er der goldenen Pforte nahe, ganz nahe zu sein. Er fühlte, dass tausend goldene Funken um ihn tanzten, dass purpurne Ströme über ihm wegrieselten. Das große Zelt des Himmels, mit tausend goldenen Steinen gestickt, öffnete sich vor seinen geblendeten Kinderaugen und in dem Lichte, das ihm daraus entgegen strömte, sah er Blumen sich wiegen, größer als die Birke vor seiner väterlichen Hütte und auf ihren funkelnden Blättern hüpfen Vögel umher, die ihn bei seinem Namen riefen mit den lieben Stimmen seiner Mutter und Schwester, und dazwischen sang einer das Lied von den drei Schwänen, und Juragis nickte ihm zu, denn das Lied klang noch viel schöner als seine Mutter es ihm abends zu singen pflegte, und es war

nicht traurig, sondern der Sohn, der in den Krieg gezogen, kehrte heim auf seinem schönen Rappen, ein stolzer, stattlicher Offizier und schüttete der alten Mutter goldene Sterne in den Schoß und befestigte Blumen aus dem Himmelsgarten im Haare der Schwester und gab der Braut, die nur drei Wochen um ihn getrauert, Kleider von Himmelblau mit Abendrotsäumen daran, und Juragis war selbst der Heimkehrende und lag am Herzen seiner Mutter, und der Vater stand daneben und Margeita hatte Flügel wie ein Schwan und fächelte ihm damit Kühlung zu, und die Mutter reichte ihm Milch von ihrer Ziege, die er begierig trank, und dennoch ward's plötzlich stille um ihn, nur ein leises Rauschen, wie von den Schwanenflügeln seiner Schwester, konnte er vernehmen, und ihm war unsäglich wohl, so wohl, wie noch nie in seinem Leben und er wusste ganz deutlich, dass er aus dem Himmel, wo er nun war, heimkehren und den Vater mitbringen würde.

Als er aus diesem Zustande – halb war er Schlaf, halb Ohnmacht – erwachte, sah er vor sich einen stattlichen, schönen Herrn in glänzenden Kleidern, der ihn mit freundlichen, liebevollen Augen ansah. Ob das wohl unser Herrgott ist? dachte Juragis einen Augenblick. Aber er besann sich bald. Es ist ein Mensch! Vielleicht ein vornehmer Schiffer – er hatte dergleichen in Kleipeda manchmal gesehen – und Du bist auf einem schönen, großen Schiffe, das lustig vorwärts segelt, gerade dem

Himmel entgegen. Jetzt wird es nicht allzu lange dauern, und wir alle kommen an die goldene Pforte und ich werde hineinschlüpfen und meinen Vater herausholen. –

Aber wie denn zurück? Wo ist des Donaleitis kleines Boot? O weh! Zu Hause werden Dich alle Leute einen Dieb nennen, wenn Du das Boot nicht wiederbringst, das Dir nicht gehörte. Er warf sich dem vor ihm stehenden Herrn zu Füßen und bat beweglich, ihn bald in den Himmel zu bringen, dann aber ihm und seinem Vater, den er zurückholen wollte das Boot wiederzugeben und ihnen zu gestatten, zur Mutter heimzukehren. –

Niemand verstand ihn! Und endlich kam über den Ermüdeten von Neuem der Schlaf und als er erwachte, munter und gestärkt, sah er ein neues Abendrot den Himmel vergolden, aber es war ihm so fern als in der Heimat.

\* \* \*

## Drittes Kapitel.

Juragis war drei Wochen auf dem guten Schiff »der Adler« von der Marseiller Reede. – Es hatte den Sund passiert, das Kattegat, die Nordsee und den Kanal durchschifft und befand sich auf den blauen Wogen des atlantischen Meeres. Der geweckte Geist und die Aufmerksamkeit des litauischen Knaben hatte ihn zum Liebling der ganzen Schiffsmannschaft gemacht, auch konnte er sich bereits mit den französischen Matrosen sehr wohl verständigen, soweit es sich um die Dinge des gewöhnlichen Lebens handelte. Wenn man ihn aber nach der Ursache und Absicht seiner seltsamen Seereise fragte, waren seine Antworten unverständlich, wenn man sie nicht geradezu für die Rede eines Wahnsinnigen halten wollte, und Juragis hatte in allen anderen Dingen durchaus nichts Verkehrtes oder Wahnsinniges an sich, er gab im Gegenteile jeden Tag neue Beweise von Geist, Verstand und natürlicher Geschicklichkeit. –

Oberst Dufour, der sich eine kurze Zeit am Hofe des Kaisers Paul hatte aufhalten müssen, wohin er vom ersten Konsul Bonaparte in einer nur ihnen beiden bekannten Mission geschickt worden war, ging jetzt mit dem Adler, den der Wille des allmächtig werdenden Feldherrn zu seiner Disposition gestellt hatte, nach Isle de France, wohin ihn Familienangelegenheiten riefen. Der Schwede Lars Anderson war in Kronstadt ans Land gesetzt worden

und auch dort hatte man Versuche gemacht, die Herkunft und Heimat des schiffbrüchigen Knaben zu erforschen. Aber auch dort hatte niemand seine Sprache gekannt, hatte niemand etwas von einer Stadt Kleipeda gewusst, und wie vom Monde gefallen stand das schöne und seltsame Kind noch immer an der Seite seines Beschützers, der von Tage zu Tage es mehr lieb gewann.

Wieder tauchte der Sonnenuntergang den Westen in Purpur und Gold. Am klaren Himmelsgewölbe hing goldig die Sichel des Mondes und näherte sich mit bemerkbarer Schnelle dem glühenden glänzenden Horizonte.

Die Matrosen lagerten plaudernd auf dem Verdeck und Juragis stand an den Bord des Schiffes gelehnt und blickte mit heißen Tränen in die Abendröte.

Oberst Dufour hatte ihn schon eine ziemliche Weile beobachtet und legte endlich sanft seine Hand auf des Kindes Schulter und fragte:

»Warum weinst Du, Juragis?«

Der Knabe verschluckte hastig seine Tränen, schon oft hatte die Schiffsmannschaft ihn ausgelacht, wenn er beim Sinken der Sonne geklagt, dass das Schiff, wie schnell es auch segle durch den purpurnen Strom des Abendrotes, der goldenen Pforte, durch welche Sonne und Mond in den Himmel eingehen, nicht näherkäme. – Juragis war

stolz und kräftig und er mochte nicht das heiße Weh seines Herzens von Neuem dem Spotte preisgeben und als sein Schützer und Wohltäter ihn jetzt so liebevoll fragte, entgegnete er mit einem Trotz, der kräftig im Zügel gehaltener Schmerz war:

»Ich will mein Boot wiederhaben und allein segeln, nicht auf diesem Schiff bleiben.«

Dufour deutete lächelnd mit dem Finger auf die silberglänzende Flosse eines Hais, der sich unweit des Schiffes und in dessen Fahrwasser aus dem Meere erhob:

»Siehst Du das, Juragis?«

Der Knabe bejahte.

»Das ist ein Ungeheuer, welches Dich frisst und Dein Boot dazu, wenn Du vom Schiffe fortwolltest, und wohin wolltest Du auch mit Deinem kleinen Boot hier auf dieser Wasserwüste, wo Du viele Wochen segeln musst, bis Du Land siehst?«

Das Herz des Kindes sank.

»Viele Wochen!« wiederholte er klagend in seiner Muttersprache.

»O und der Himmel und mein Vater drein und meine arme, arme Mutter und Margeita«, und von Neuem flossen unaufhaltsam seine Tränen, und ohne auf die Gesichter der umstehenden Matrosen zu achten, oder ihren Spott zu fürchten, sank er laut schluchzend auf die

Knie, faltete die Hände und jammerte in seiner weichen Muttersprache:

»Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel, dass ich meiner armen Mutter den Vater wiederbringen kann.«

Still aber und blau glänzend lag hoch oben das Himmelsgewölbe über dem Meeresspiegel. Keine Antwort ward der verzweifelten Bitte des Knaben, der jammernd und die Hände ringend hinaufschaute zu den Sternen, die heller und heller zu schimmern begannen. Fern, ewig fern schien ihm die goldene Pforte zu bleiben, an deren Dasein er so fest, so vertrauend glaubte und seine heißen Tränen dienten nur denen zum Spott, dünkten, die sich so viel weiser als das arme, auf die Meereswüste verschlagene Kind.

Er weinte sich in Schlaf und, wie schon mehr als einmal, nahten tröstende Träume seiner harten Lagerstätte. –

Er sah den Himmel offen, er sah die Engel, an die er glaubte, er hörte ihre Stimmen und ihr Versprechen, dass er den Vater finden, dass er in die Heimat zurückkehren werde. Als er erwachte, war Mitternacht bereits vorüber. Ein gutmütiger Matrose hatte einen Mantel über ihn geworfen. Alles auf dem Schiffe ohne Ausnahme schlief.

»Was das nur sein mag, was so braust und zischt und



kollert unten im Bauche des Schiffes«, dachte Juragis und richtete sich empor und schaute um sich her.

Der Matrose am Steuer nickte mit dem Kopf am Kompasshäuschen und stehend schlief in seinen Mantel gehüllt und am Maste lehnend der junge Steuermann. Ein brenzliger Geruch erfüllte die Luft, alles ringsumher war ruhig, dem Knaben wurde das Atmen schwer.

»Das ist Feuer«, musste er sich sagen, er hatte den Geruch schon kennengelernt in seinem kurzen Leben, als noch während der Anwesenheit seines Vaters die Scheunen in seinem Heimatdörfchen brannten und die wilden Flammen sich auch auf die ärmlichen Wohnungen stürzten und mehr als ein Haus des Nachbarn und Befreundeten in Asche verwandelten.

Rings um das Schiff lag ruhig und spiegelklar in schweigender Majestät der Ozean und über ihm wölbte sich so friedlich, so heiter der weite Himmel. Juragis legte die warme Kinderhand auf die Schulter des Matrosen am Steuerrade und sein wenig Französisch zusammenraffend, rief er ihm ängstlich zu, dass es brennt.

Im gleichen Augenblick erwachte auch der junge Steuermann und der Ruf: »Feuer!« schallte mit erschreckender Gewalt durch das Schiff, das einsam auf offenem Meer ein Spiel jener fürchterlichen Naturkräfte geworden war, die das Gebild der Menschenhand hassen.

Oberst Dufour war einer der Ersten auf dem Verdeck und sein in Gefahren gewohntes Auge sah bald, von welcher Seite ihm und allen andern das Verderben am raschesten entgegeneilte.

»Die Pulverkammer«, *Capitain* Macleen flüsterte er leise dem Schotten zu.

»Wir müssen eine Spritze dorthin lenken und einen Menschen bei derselben aufstellen, der die Fortschritte der Flamme beobachtet«, entgegnete dieser. »Ich selbst will das tun.«

»Sie dürfen das Deck nicht verlassen, Colonel, Ihr mannhaftes Wesen erhält die andern in Disziplin und so lange auf einem verunglückenden Schiff, die noch herrscht, so lange ist noch Hoffnung, wenn auch nicht zur Rettung des Fahrzeuges, so doch des Lebens.«

Der *Capitain* war indes von dem Obristen begleitet in den Raum hinabgestiegen. Juragis war ihnen gefolgt. Die beiden Männer richteten nun eine Spritze in jenen dunkeln Raum, aus dem das Verderben ihnen mit nachtschwarzen Augen entgegen glotzte. –

»Der zuverlässigste Mann muss an diesen Platz«, sagte Macleen.

Juragis legte die kleine Hand auf die Hand seines Beschützers und nur eines seiner wenigen französischen Worte ging über seine Lippen:

»Moi.«

»Er hat Recht«, rief der Obrist, »er kann die Spritze ohne große Mühe regieren, er hat keinen Begriff von der Gefahr des Punktes, auf dem er steht, und ich weiß bereits aus vielfachen Proben, dass er gehorsam, ausdauernd und pflichttreu ist.«

Mit Nachdruck und Ernst belehrten die beiden Männer den Knaben jetzt über die wenigen Handgriffe, die er anzuwenden habe. Befahlen ihm dringendst, nicht von der Stelle zu weichen, was auch geschehen möge, und gingen hinauf zu andern Pflichten. Zwei Stunden noch herrschte wilde Verwirrung und all jene rastlose und unglaubliche Tätigkeit am Bord des Adlers, welche die äußerste Gefahr in mutigen und tatkräftigen Menschen entwickelt, dann wurde die wackere Mannschaft des Feuers völlig Herr. Die Pumpen hörten auf zu spielen, die Spritzen wurden unnötig, die Sonne stieg am wolkenlosen Himmel empor und schien auf das Dankgebet der Geretteten.

*Capitain* Macleen und Obrist Dufour gingen hinab, um allen Schaden in Augenschein zu nehmen, und an der dunklen Stelle, wo sie ihn hingestellt hatten, bleich von der Anstrengung und geschwärzt von Dampf und Rauch, stand Juragis noch und arbeitete an der leeren Spritze. –

Er kannte nicht die Signale, die jeden von dem ihm angewiesenen Posten zurückgerufen, und pflichttreu war

er an seinem Platze geblieben, bis diejenigen, die ihn dort hingestellt, durch einen Zufall ihn auch von dort abzulösen kamen. –

Obrist Dufour legte die Hand auf den Kopf seines Schützlings und sagte mit wahrer Freude:

»Braver Knabe.«

\* \* \*

## Viertes Kapitel.

Der Friede von Campo Formio war geschlossen, der Venedig zum Eigentum Österreichs und die übrigen Staaten Italiens zur zisalpinischen Republik machte. Den Aufstand in der Vendée konnte man für beendet halten, obgleich das Feuer desselben unter der Asche fort und fort glimmte. Es war daher dem Adler möglich, in einen Hafen dieses Landstriches ein zulaufen, in dem vor kurzem noch jedem Offizier der »Blauen« der gewisse Tod gedroht hatte, und hier betrat Juragis an der Seite seines neuen Freundes und Schützers nach seiner seltsamen Flucht und einem fast sechswöchentlichen Aufenthalt auf offenem Meere zum ersten Male wieder festes Land. Obrist Dufour fühlte sich gedrungen, seine Reise in seine südliche Heimat aufzugeben, als er den französischen Boden wieder betrat. General Bonaparte lag mit einer großen Armee in Boulogne und man sprach ernstlich von einem Feldzuge gegen England. Wie hätte Dufour zurückbleiben sollen, wenn es einen Kampf gegen den Erbfeind seines Landes galt. Er meldete sich bei der nächsten Militärbehörde und erhielt bald den Befehl, sich nach Toulon zu begeben, wo er fernere Instruktionen finden würde. Es war eine Zeit, in der Jugend und Alter die Waffen trug, und es kann daher niemanden wundern, dass Dufour seinen kleinen Schützling in die Uniform eines Trommlers steckte und

mit sich nach Toulon nahm, wo er von einem alten Tambour, der bei zwanzig Schlachten die Signale getrommelt hatte, in seiner Kunst belehrt wurde.

Der Litauer ist vielleicht der anständigste Mensch des ganzen nordöstlichen Europas. Tausend Arbeiten, zu denen Kunstfertigkeit, Achtsamkeit und Nachdenken gehören, werden von ihm fast instinktmäßig betrieben. Die feinen Korbflechterarbeiten der litauischen Bauern, ihre sauberen Seidenflechtereien, ihre zierlich gearbeiteten Tabaksdosen von Rinde sind bekannte und geschätzte Handelsartikel, und Juragis gehörte einer Familie an, die sich von jeher durch Fleiß und Geschick ausgezeichnet hatte. –

Es währte nur sehr kurze Zeit und der Knabe, von dessen Vaterland niemand eine Ahndung hatte, war der geschickteste Trommler unter den in Toulon versammelten Truppenmassen. Er war noch nicht drei Monate unter den Franzosen und schon ihrer Sprache vollkommen mächtig, und obgleich er gern und viel mit seinen neuen Kameraden plauderte, die das hübsche Kind auf tausendfache Weise hätschelten, die Geschichte seiner Flucht aus der mütterlichen Hütte und den Zweck derselben teilte er niemanden mehr mit. Einmal nur hatte er seinem Herrn und Freunde alles erzählt, und dieser war bei den begeisterten, sehnsuchtsvollen Worten des Kindes in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen. – Juragis

hatte darüber geweint bitter, bitter, aber er hatte sich zugleich selbst geschworen, das Streben seines Herzens in die tiefsten Tiefen desselben zu verschließen.

Abends, wenn in dem Hause, das er mit seinem Obristen bewohnte, alles in lautloser Stille lag, dann sank er in seinem einsamen Kämmerchen auf seine Knie und betete mit heißer Inbrunst:

»Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel und lass' mich meinen Vater finden.« –

Wenn er allein war und die Obliegenheiten seines Dienstes erfüllt hatte, eilte er oft an den Meeresstrand und sang den blauen Fluten die klagenden Melodien seiner Heimat vor. Seine sanfte Kinderstimme entwickelte sich dabei von Tage zu Tage mehr zu einer bewundernswerten Kraft und Reinheit, und die Wellen des mittelländischen Meeres rauschten leise zur Begleitung des süßen Gesanges. Indes diese Tage einer verhältnismäßigen Stille im Leben des litauischen Knaben vergingen nur zu rasch. Die Welt erschrak über das Machtwort ihres künftigen Gebieters: »Nach Ägypten!« und Juragis sah sich bald wieder auf dem Meere an der Seite seines Obristen.

Das Schiff, in dem diese beiden sich befanden, die von Stunde zu Stunde mehr Wohlgefallen aneinander fanden, gehörte zu denen, die auf Malta landend den alten Hochmeister von Hompesch zur Kapitulation

einschüchterten. Napoleon ließ viertausend Mann auf jener kleinen Insel und darunter auch den Obristen Dufour mit seinem kleinen Trommler.

Das Felseneiland, das für eine Zeit lang der Aufenthaltsort des rüstigen Offiziers ward, dünkte ihm ein langweiliges Gefängnis, und der Knabe, der dasselbe mit ihm teilte, war bald seine einzige Freude. Dufour bewohnte ein hübsches Haus im Innern der Feste la Valletta. Juragis musste bei ihm bleiben und der alternde Offizier fand seine Freude an dem lernbegierigen Kinde. Juragis lernte hier, von seinem Obristen selbst unterrichtet, französisch lesen und schreiben und machte wunderbare Fortschritte.

Dufour, der sich während der wilden Kriege der Revolution zu seinem militärischen Range emporgeschwungen, war freilich eben kein Gelehrter. Seine Belesenheit ging nicht viel über die fliegenden Blätter jener aufgeregten Zeit hinaus, deren Tendenz dem litauischen Knaben geradezu unverständlich war, obgleich er sie dem Wortlaute nach sehr schnell lesen lernte. Was wusste Juragis, das Kind einer sanften Mutter, von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten? Von den Schlagwörtern jener Zeit, die aber schon anfangen, ihren gewaltigen Klang zu verlieren vor dem Klange der Tuba, die Napoleons kriegerischen Ruhm verkündigte. Es ward nicht heller in dem Kopfe des Knaben durch das, was er



las.

Dagegen bildeten sich wunderbare Bilder in ihm aus: von der Größe der Welt und der Allmacht des Herrgottes. –

Seine Seereisen, seine weite, bedeutende Landreise nach Toulon, die er mit seinem Obristen in einem Eilwagen gemacht hatte, der Wechsel der Klimate, die Verschiedenheiten der Vegetation, die er bereits kennengelernt, verbunden mit dem Umstande, dass die ersehnte Pforte des Himmels ihm, wo er auch sich aufhalten mochte, immer gleich fern blieb, ließen in seiner Seele mächtige Spuren zurück und dennoch ward seine kindische Hoffnung, ans Ende der Erde und in den Himmel zu gelangen, nicht geschwächt, sondern nur lebhafter gemacht, durch einen Umstand, der einem minderbegabten und nicht an das Leben im Freien gewöhnten Kinde vielleicht gar nicht aufgefallen wäre.

Juragis bemerkte, dass sich der große Wagen, der in seiner Heimat fast steil über seinem Kopfe gestanden, jetzt weit tiefer am Himmel zeigte. Es war eine jener göttlich schönen Nächte, die nur der Süden kennt, als der Knabe, sehnsüchtig am Ufer stehend und dem Rauschen der Wellen, dem wilden Gesang der braunen Fischer lauschend, wieder mit jenem unsäglichen Schmerz an die ewig gleiche Ferne der purpur-goldenen Eingangspforte in den Himmel dachte. Schon verglommen die letzten

Glutstreifen des Abendrotes, der Vollmond stieg prächtig auf über dem Meere und einsam und träumend saß das verwaiste Kind auf einer jener mächtigen Steinstufen am Hafen von la Valletta, deren Anblick uns im Bilde schon so sehr ergreift.

»Herrgott! Herrgott!« rief er, das tränenschwere Auge nach oben erhebend, seinem einzigen Vertrauten zu, »werd' ich in den Himmel kommen und meinen armen Vater finden? Gib mir ein Zeichen, Herrgott, dass ich immer noch auf dem rechten Wege bin!«

Da sah er das Zeichen! Jene Flammenpunkte, die er an der Seite seiner kleinen Schwester immer in der höchsten Höhe des Himmelgewölbes erblickt hatte, sie standen jetzt vor ihm weit unten. Er war auf dem rechten Wege! –

Er stand auf. Wie außer sich breitete er die Arme aus nach dem Himmel und er würde in seiner Aufregung ins Meer gestürzt sein, wenn nicht sein Beschützer, Obrist Dufour, der eben einen Spaziergang gemacht, seine Hand ihm auf die Schulter gelegt und ihn zum Bewusstsein seiner Umgebungen und Verhältnisse zurückgeführt hätte. Von jetzt ab war des Kindes Herz mit neuer Freude, neuer Kraft erfüllt, und mit Macht erwachten wieder in ihm die Erinnerungen aus der Heimat. Täglich sang er am Meeresufer die lieblichen Weisen und süßen Worte seiner heimatlichen Lieder, täglich flehte er mit heißer Inbrunst zu seinem Herrgott, ihn fortzuführen von der felsigen

Insel, die ihm ein großes, buntes Gefängnis war, und ihn näher zu bringen der goldenen Pforte, dem Ziele all' seiner Sehnsucht.

Obrist Dufour teilte in gewisser Beziehung des Knaben Wünsche; auch er war höchst ungern auf Malta zurückgeblieben und es gelang ihm endlich, von dem Obergeneral selbst einen Ruf nach Ägypten zu erhalten.

Obgleich diesmal die Seefahrt des Knaben dem Aufgange, nicht dem Untergange der Sonne entgegenging, so war er doch glücklich, als er wieder die Segel sich entfalten, das blaue Meer am Bug des Schiffes aufschäumen sah. – Vorwärts, immer vorwärts ging es und bald sah sich Dufour unter seinen alten Kameraden, Juragis an der Spitze einer großen Kolonne Soldaten, die ebenfalls vorwärts der Wüste entgegen zogen. Glühend hob sich der Sonnenball empor zu seiner höchsten Höhe über dem Haupte des kleinen Nordländers, glühend tauchte er wieder hinab, jetzt nicht mehr in das purpurne Meer, sondern in die Flammen des Wüstensandes. Ein kühner Mut, eine Ausdauer, die unter den ältesten Veteranen in jener hochberühmten Kriegerschar nicht übertroffen werden konnte, beseelte den schönen Knaben, der bald der Liebling der Soldaten war, wie er der Liebling der Matrosen gewesen. Dazu war ihm ein besonderes Talent von der Natur verliehen, das Talent, von dem man bisweilen in einigen, märchenhaft

klingenden Sagen hört, durch einen gewissen Instinkt die Nähe des Wassers zu erkennen. Wenn auf den Märschen in der tropischen Hitze das Regiment, dem Juragis voranzog, vor Durst schmachtend die Augen in die Ferne heftete, gelang es dem Zuspruch des Knaben, die bärtigen Soldaten zu erquicken durch die Versicherung, dass sich rechts oder links in einiger Entfernung gewiss ein Brunnen fände, und in der Tat irrte er sich bei dieser Zusicherung nie.

Den Knaben schien keine Anstrengung in dem fremden Klima zu ermatten, keine Wunder der fremden Welt zu verwundern, und dem Gefühle der Furcht schien er ganz und gar unzugänglich zu sein. In der Schlacht bei den Pyramiden stand er fest wie der älteste Krieger im Kugelregen und der laute, sichere Schall seiner Trommel ließ sich taktfest vernehmen im wildesten Schlachtgewühl. Der Obergeneral, der auf feurigem arabischen Pferde an der geschlossenen Kolonne vorüberritt, warf einen seiner zündenden Blicke auf den schönen Knaben, aus dessen dunkelblauen Augen ein ebenso fester Wille sprach, als er ihn selbst in der stolzen Brust trug. Schon das blonde Lockenhaar und die zarte Gesichtsfarbe, die die Sonne des Südens nur in höhere Rosenglut zu tauchen aber nicht zu bräunen vermocht hatte, unterschied ihn von den dunkeln Gestalten der französischen Soldaten und machte einen seltsamen Eindruck auf den Mann des Jahrhunderts, dessen

Phantasie ebenso lebhaft war als alle seine Geisteskräfte.

Am Morgen nach jenem verhängnisvollen Tage saß Napoleon in seinem Zelte bei dem Dorfe Embabeh. Bertier war bei ihm und sie sprachen von dem Übergange der Armee über den Nil.

»À propos, General«, sagte der Obergeneral sich plötzlich unterbrechend, »wer ist das blonde Kind, das so wacker auf dem linken Flügel vor der Division Dufours trommelte? Schicken Sie doch eine Ordonnanz nach dem Knaben, ich möchte ihn sehen.«

Eine Viertelstunde später stand Juragis in militärischer Haltung furchtlos und mit lächelndem Kindermund vor dem Mann, vor welchem damals schon die Welt zu zittern begann.

»Wie heißt Du?« fragte der Obergeneral den kleinen Tambour.

»Juragis.«

»Wo bist Du zu Hause?«

»Unweit Kleipeda.«

»Wie kamst Du so jung zur Armee?«

»Herr, ich wollte in den Himmel, meinen Vater holen und kam auf das Schiff des Obristen Dufour, mit dem ich hernach, als das Feuer es zwang, einen Nothafen zu suchen, nach Toulon und dann nach Malta und endlich

hierher zog.«

»Was sagte das Kind?« fragte Napoleon mit ziemlich verwundertem Gesicht.

Oberst Dufour, der seinen Schützling begleitet hatte, erzählte dem Feldherrn die Geschichte desselben, soweit sie ihm selbst bekannt und verständlich geworden war.

Mit vergrößerter Teilnahme blickte Napoleon auf das schöne Gesicht des Kindes und lächelte, als er in die festen, kühnen und schwärmerischen Augen desselben sah.

»Nun, Colonel«, sagte er, als Dufour seine kleine Geschichte beendet hatte, »das Rätsel da mit den goldigen Haaren ist offenbar lebenswürdiger, als der alte halb im Sande begrabene Sphinx. Wir wollen das Bürschchen, wenn wir in die Heimat zurückkehren, Arago übergeben, dass der ihm bessere Kenntnis von Himmel und Erde beibringt. Vor der Hand Dufour machen Sie ihn zum Fähnrich, er wird den Adler so gut und so tapfer zu handhaben verstehen als den Trommelstock.« –

Bekleidet mit seiner neuen Würde und der damit verbundenen Uniform zog Juragis zwei Tage später in Kairo ein.

Der blonde Knabe, dessen Heimat niemand kannte, und sein seltsames Streben, den Himmel zu erreichen,

waren in der französischen Armee in Ägypten und unter all den vielen Personen, die mit derselben in Berührung und Beziehung standen, ein Gegenstand des Gesprächs geworden. – Der Obergeneral interessierte sich für ihn! –

\* \* \*

## Fünftes Kapitel.

Monate waren verflossen. Obrist Dufour war in Kairo wie in einem Märchen. Er hatte keine Zeit, sich um Juragis zu kümmern, denn er hatte eine Bekanntschaft gemacht, die alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Bald nach dem Einzug Bonapartes in die mächtige Stadt der Pyramiden hatten die französischen Offiziere, die unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten – Franzosen blieben, einen Ball arrangiert. Er war charakterisiert durch die Nationalitäten, die sich auf demselben begegneten. Armenische und koptische Damen bildeten die Mehrzahl unter den anwesenden Schönen. Die Frauen einiger wenigen französischen Offiziere in ihrer eng anschließenden Tracht, auf die ein Witzbild jener Zeit den Reim machte:

*»Chemise und Hemd sind eins*

*Ärmel hat keins.«*

stachen seltsam ab gegen jene eingebornen Damen in ihren *Pantalons* und talarartigen Überwürfen.

Aber diese Kleidung barg die orientalischen Reize, welche den Männern unsers Erdteils so besonders anziehend erscheinen.

Die bildschöne Witwe eines armenischen Kaufmanns



war der Gegenstand von Dufours Huldigungen an jenem Abende geworden und von da ab war alle Zeit, welche nicht dem Dienst gehörte, ausschließlich ihr gewidmet. Juragis dagegen schweifte, wenn er dienstfrei war, außerhalb der Stadt in den Gärten umher und wagte sich nicht selten an Stellen, von denen sein scharfes Auge den Goldschimmer der Wüste erblicken konnte. Ein tiefer Schmerz lag fest in der Brust des Kindes. Die Welt war so groß, der Himmel so fern und er so allein inmitten des Menschengewühls, das ihn umgab. In der Einsamkeit nur fühlte er sich wohl. Im Schatten der Palmen besuchten ihn seine Erinnerungen. Die klagenden Töne des Windes, der vom Aufgang her wehend Blumendüfte auf seinen Flügeln trug, klangen ihm wie der Gesang seiner Mutter. Er durfte nur die Augen schließen und die Gestalt seiner Schwester stand vor ihm und schien ihm zur Heimat zurück zu winken. Ach, diese Heimat mit allem, was er so sehr geliebt, war ihm für ewig verschwunden. Niemand, wie weit er auch umher kam in der so ungeahndet großen Welt, kannte auch nur ihren Namen, niemand verstand den Klang seiner süßen Muttersprache. –

Wenn die französischen Soldaten sich abends um die Wachtfeuer versammelt hatten, so war es ein Vergnügen der bärtigen Männer gewesen, den kleinen Trommler zum Singen zu bewegen. Der Fahnenjunker hatte keine Kameraden mehr, die Disziplin trennte ihn von denselben

und die, welche an Rang jetzt mit ihm gleichstanden, waren Jünglinge und weit weniger geeignet ihn zu lieben, mit ihm zu plaudern und zu scherzen als die rauen Männer, die an ihm das schutzlose Kind gehätschelt hatten. – Anfangs näherten sich die jungen Offiziere dem Knaben, der ihresgleichen geworden, sie fingen an, ihn in ihre Gelage zu ziehen, aber Juragis stand unter ihnen, als wäre er ein Wesen anderer, und trotz seiner Unwissenheit höherer Art als sie. Der Wein, der so notwendig zu den Freuden der männlichen Jugend gehört, war dem Knaben zuwider, die *Almehs*<sup>Note 1)</sup> die seinen Kameraden Gesellschaft leisteten und sich zuweilen herbeiließen, dem blonden Kinde zu schmeicheln, erregten ihm ein seltsames Grauen, so hielt er sich denn bald fern von aller Geselligkeit, schweifete einsam durch die engen, gedrängt vollen Straßen der Märchenstadt, bis er sich in jenen großen Gärten verlor, deren Vegetationspracht ihn oft zu dem Gedanken veranlasste, er möchte wohl schon die Grenzen der Erde überschritten und in den ersehnten Himmel gelangt sein.

Juragis war zwei Wochen in Kairo. Er hatte in dieser Zeit zweimal den Obergeneral gesehen, dessen Blick für das seltsame Kind etwas Fesselndes, etwas Entzückendes hatte, und jedes Mal hatte Bonaparte ihm ein kleines Zeichen seiner Erinnerung oder seiner Gunst gegeben. Diese Zeit hatte ausgereicht, um dem geistvollen Kinde so viel Kenntniss der Landessprache zu verschaffen, dass

er sich über die meisten Dinge des Alltagslebens verständlich machen konnte. Es war im Anfange des Augusts und die französische Armee in Kairo überließ sich freudig der träumerischen Ruhe, die die Hitze des Klimas so notwendig und süß macht. Auch Juragis lag während der glühenden Tagesstunden gern ausgestreckt auf den weichen Polstern seines kühlen Zimmers. Wenn aber die Sonne sank, wenn der Lärm der südlichen Nacht in den Straßen erwachte, dann eilte er hinaus und er hatte bereits unter den vielen einsamen Gärten, deren Tore sich auf das allmächtige Wort des Obergenerals gern oder ungerne für die französischen Offiziere geöffnet hatten, einen Lieblingsort gefunden, den er immer wieder und wieder aufsuchte, um in dem Schatten riesiger Palmen und duftiger Myrthenbüsche zu träumen von der armen Heimat. Hierher eilte er.

Das Dunkel der südlichen Nacht lag bereits in den Straßen. Die Töne aller Sprachen, vermischt mit dem Geschrei der Esel und Kamele, mit dem Geklingel wunderlicher Instrumente, raubten ihm in der Stadt den Charakter feierlicher Ruhe, und Juragis durchflog sie mit der Eile, die der Sehnsucht nach einem vertrauten Plätzchen gibt. Die kleine Pforte in der weißen Gartenmauer, durch die er schon so oft geschlüpft, stand offen wie immer, und das einsame Kind ging träumerisch durch die gewundenen Gänge bis zu einem dichten Gebüsch von Tamarinden, das einen frischen, grünen

Rasenfleck einfasste, in dessen Mitte ein Wasserstrahl aus einem Marmorbecken in die Höhe stieg.

Das Licht des Vollmondes streute einen zarten Regenbogenglanz auf die perlenden Tropfen, die, wie der feuchte Schleier der Nymphe jenes stillen Plätzchen nach allen Seiten niederfallend, dem Rasen, den sie betauten, seine köstliche Frische erhielten. Hier stand, umweht vom Hauche der Myrthen und Orangen, die ganz in der Nähe einen Hain bildeten, ein Sitz von zierlichem Bambusgeflechte, auf dem der Knabe manche Nacht bereits verträumt hatte.

Heute war dieser Platz nicht leer wie sonst. Ein Wesen hatte ihn eingenommen, das Juragis, wenn er es in seiner Heimat gesehen, unfehlbar für den Geist des Sonnenstrahles gehalten hätte, von dem die litauischen Sagen so viel Schönes erzählen. Jetzt indes hatte er des Schönen und Wunderbaren schon so viel gefunden, dass er alles oder nichts für Feenwerk halten musste, und so sah er denn, dass das kleine zierliche Wesen, das heiß weinend auf seinem Lieblingsplätzchen saß, ein Kind war, wenig jünger als er selbst. Die Kleine trug den leichten, zierlichen Anzug, den das Klima des Orients nötig macht, und das dunkle reiche Haar war in Flechten um das Köpfchen fast ebenso gewunden, wie zu Hause das blonde Haar seiner Schwester Margeita. Juragis war ihr ganz nahegetreten, ohne dass sie ihn in ihrem

Schmerze zu bemerken schien.

Sie weinte so heftig und so innig. Juragis Augen füllten sich ebenfalls mit warmen Tränen.

Er wusste wohl, was Schmerz und Sehnsucht heißt, und endlich legte er leicht seine Hand auf ihren gebeugten Nacken und sagte in seiner weichen Muttersprache:

»Weine nicht mehr!« –

Das kleine Mädchen fuhr empor, aber sie schien nicht erschrocken beim Anblick ihres Gefährten. Sie zuckte leicht die Achsel, ein verächtlicher Ausdruck flog über ihre schöne, gekrümmte Lippe und ein Laut, dessen Sinn Juragis so wenig verstand als ihr sein Trostwort hätte verständlich werden können. Sie bemerkte dies und sagte französisch, indem sie einen festen und stolzen Blick auf den Eindringling warf:

»Also auch hier ein Franzose!«

»Ich bin kein Franzose«, entgegnete der Knabe, »und wenn Du die Franzosen hassest, Fee oder Prinzessin – was Du auch sein magst – mich kannst Du liebhaben.«

»Was bist Du denn, wenn Du kein Franzose bist?« fragte das Kind weiter.

»Ich bin ein Knabe, der aus einem Lande hierherkommt, in welchem die Sterne des Bären dort unten hoch oben am Himmel stehen. Aus einem Lande,

wo einmal im Jahre der Tag so lang ist, dass die Abendröte von Westen nach Osten rückend, in drei kurzen Stunden zur Morgenröte wird, und wo zu einer anderen Zeit die Sonne oft Wochen lang gar nicht die dichten Wolken am Himmel durchdringen kann in den wenigen Stunden, die für Tag gelten. Wo es wieder Nacht ist, bevor der Tag recht angebrochen. In meiner Heimat wird in den kurzen Wintertagen das Wasser des Stromes hart und fest wie Glas und die vom Dache niederrinnenden Tropfen verwandeln sich in spitze, glänzende Steine. Vom Himmel fallen dann statt des Regens weiße, weiche Federchen, die über Land und Strom eine zarte Decke legen. Die Zweige der Bäume tragen nicht mehr Blüten und Blätter, sondern glänzende Edelsteinchen, die aneinander zu feinen Fädchen gereiht sind. Dann sind die mächtig großen Tannen, die in den Sommertagen schwarzgrüne Äste mit maigrünen Spitzen haben, an denen lange, rosenfarbige wunderliche Blumenzapfen hängen, plötzlich über Nacht mit Mänteln von Silberfädchen bedeckt, und die Birke vor meiner Mutter Hütte ist es auch; das Meer dampft, der Wind hält die kalten Flügel an und nur unten am Boden haucht er leise über die weiße Decke, und hebet einen Schleier davon empor, so fein, als sollte Dein Haupt oder das der Elfenkönigin damit bedeckt werden. Dann bricht durchs Grau der Wolken ein unverhoffter Sonnenstrahl und all die weißen Spitzen und Fäden an Dach und Baum und

der Elfenschleier auf dem Boden flimmern plötzlich wie der Regenbogen. Und der gute Geist des Hauses, der Heimatgeist, steigt als kerzengerade Rauchsäule empor in die blaue kalte Luft und winkt dem auf dem Schneefelde verirrtten Wanderer unters schützende Dach an den warmen Herd.«

Juragis schwieg. Die Erinnerung an die Schönheit seiner nordischen Heimat war plötzlich so lebendig in seiner Brust geworden, dass er alles um sich her vergessend in Tränen ausbrach, sich auf den Boden warf und heftig schluchzte:

»O meine Mutter! O Margeita, meine Schwester! Werde ich Euch in der lieben Heimat jemals wiedersehen?«

Freilich hatte der Knabe diesen wilden Schmerzscrei in seiner Muttersprache ausgestoßen, aber die Träne spricht alle Sprachen und sie fand ihren Weg zum Herzen der kleinen Südländerin. Liebevoll beugte sie sich über den Schluchzenden und sagte ihm alle Trostworte, die ihre Kenntnis des Französischen ihr eingab.

»Hast Du eine Mutter, schönes, kleines Mädchen?« fragte Juragis endlich, als sie schwieg.

Die dunkeln Brauen des Kindes zogen sich finster zusammen und sie antwortete mit einem Ausdruck unterdrückten Grolles:

»Nein! Meine Mutter ist im Grabe und mein armer Vater auch. Die Frau, die ich Mutter heißen muss, ist die zweite Gattin meines Vaters.«

»Auch Dein Vater ist tot?« fragte Juragis voll Teilnahme weiter.

»Es ist schon zweimal hohes Wasser gewesen, seit mein Vater im Grabe liegt, ich habe niemanden mehr auf der weiten, weiten Welt, der mich liebt«, entgegnete die Kleine, nun auch in Tränen ausbrechend.

Juragis streichelte sanft die dunkle, pfirsichweiche, feuchte Kinderwange seiner Gefährtin und sagte mit dem ganzen Ausdruck kindlicher Innigkeit:

»Sag' das nicht, armes Mädchen, ich liebe Dich von ganzem Herzen.«

»Und wie heißest Du, fremder Knabe?«

»Juragis! Und Du, liebes Mädchen?«

»Mariamne!«

»Das ist ein schöner Name und klingt fast wie der meiner Schwester: Margeita.«

»Ich habe nie einen Bruder gehabt.«

»Jetzt hast Du einen, Mariamne, Deinen Bruder Juragis.«

»Juragis ist auch ein schöner Name, schön und weich wie Dein Gesicht und Dein Haar, Juragis. Dein Haar



glänzt wie Gold und ist fein, wie die Franse eines Kaschmir-Schals, noch feiner sogar.«

Sie sah ihn lange an und dann mit einem an Furcht grenzenden Staunen die Hände faltend sagte sie:

»Bist Du ein Engel, Knabe?«

»O nein, Mariamne, gewiss nicht, ich dachte von Dir, dass Du ein Engel oder eine Fee sein möchtest, weil Du so schön bist, aber warum magst Du so etwas von mir denken.«

»In der Kirche in Kiew ist das Bild eines Engels, das ganz aussieht wie Du, Juragis. In Kiew wurde mein Vater mit ihr getraut – mit ihr, die ich nicht Mutter nennen mag. Sie ist in Kiew geboren. Ich musste den Vater von Smyrna dorthin begleiten, als er sie heiratete, vor vier Jahren etwa. Ich war kaum so hoch damals, als der Steinsitz hier. Mein Vater, weißt Du, war der reichste Kaufmann in Smyrna. Er war bleich und hager, aber so gut, und so sehr gut. Wir blieben nicht in Kiew, wir kehrten auch nicht nach Smyrna zurück, wir machten eine große Reise mit vielen Wagen und Pferden, bis wir ans Meer kamen und da schifften wir uns ein und kamen erst nach Alexandrien und dann hier her, und wir waren noch gar nicht lange hier, da starb mein armer Vater.«

Sie weinte von Neuem, und von Neuem streichelte Juragis ihre Wange mit liebevoller Teilnahme, und

erzählte dann seinerseits, wie er die Mutter und die Schwester verlassen, um den Vater aus dem Himmel heimzuholen, und wie die Erde so groß sei und nirgend das ersehnte Tor, um in den Himmel zu gelangen. –

Mariamne schüttelte den Kopf.

»Das geht nicht, Juragis, ich glaube gewiss, das geht nicht, in den Himmel zu kommen, ehe man gestorben ist, und von den Gestorbenen kehrt niemals einer zurück.«

»O, das musst Du nicht sagen, Mariamne, das ist ganz falsch; ist nicht Christus zurückgekehrt und Lazarus – ist Dir das nicht auch in der Kinderlehre gesagt worden von Deinem Pfarrer?«

»Ich weiß nicht was Kinderlehre ist«, entgegnete sie. »Von Christus und Lazarus das ist war, das hat der Vater mir noch gesagt, aber das ist schon lange her, und denke, was die haben erleiden müssen.«

»O, wenn es nur das ist«, rief der Knabe, »ich habe noch nie gesagt oder gedacht, dass ich mich vor Leiden und Schmerzen fürchte. Mögen sie mich nur ans Kreuz schlagen, mögen sie mich nur quälen; wenn Vater und Mutter dadurch wieder zusammenkommen und glücklich sind, dann will ich nicht klagen und gar nicht daran denken, dass irgendetwas wehtut.«

»O, Du bist gut, Juragis!« sagte die kleine Südländerin und legte ihren weichen Arm um die Schulter des

Knaben, neben dem sie im Grase saß. »Ich aber bin nicht gut, ich bin böse und denke nur an mich. Ich bin böse auf meine Stiefmutter, weil sie den Vater gern sterben ließ – ich weiß, dass sie ihn gern sterben ließ, – sie sagte: ›ich bin erlöst‹, als er eben die Augen geschlossen; das sagte sie zu ihrer hässlichen, russischen Amme, die uns begleitet hat, und sie wussten beide nicht, dass ich im Zimmer war. Ich weiß auch, dass sie einen andern Mann bald heiraten wird. Einen Russen, der sie schon in Kiew kannte. Er heißt Graf Fedor und war zweimal bei uns und jetzt ist er nach Kiew gereist – schon lange vorher, ehe die Franzosen hierherkamen. Erst wenn sie fort sind, kann er wiederkehren. Darum hasst auch meine Stiefmutter die Franzosen fast ebenso sehr als mich.«

»O Mariamne, Dich hasst sie gewiss nicht«, sagte Juragis und streichelte die Hand, die weich in der seinen lag.

»Doch, doch, Juragis. Sieh, ich weiß das alles sehr gut, ich habe auch eine Amme, eben wie meine Stiefmutter, die sagt mir vieles, und vieles kann ich auch sehen. Mein Vater war ein sehr reicher Mann, so reich wie kein anderer in Smyrna und Kiew und Kairo, und ich bin sein einzig Kind und seine Erbin. Haus und Garten und all' das viele Gold und all' die Kamele und Pferde und alles gehört mir, und meine Mutter darf es nur so lange sie lebt mitgebrauchen. O, sie würde sich freuen, wenn ich

stürbe!«

Juragis warf einen Blick umher auf den Garten, den Springbrunnen und alle Herrlichkeiten seiner Umgebung.

»Das ist alles Dein, Mariamne«, sagte er dann mit einem Seufzer, »alles das Schöne hier?«

»Das und noch viel mehr, Juragis. In Smyrna und Kiew haben wir auch Gärten und Häuser und Edelsteine und Gold, o, so viel Gold!«

»Ich möchte es doch nicht haben«, sagte Juragis nach einem kurzen Nachdenken.

»Nicht? Warum nicht?«

»Wenn mich jemand darum hassen würde, so möchte ich's nicht. Man kann ja doch nur sich satt essen und ein Kleid auf einmal anziehen, und dieser schöne Garten gehört mir so gut wie Dir, wenn ich darin umhergehen und den Duft der Blumen riechen und Datteln sammeln und Orangen essen darf, soviel ich eben mag. Es muss sehr traurig sein, gehasst zu werden.«

»O sehr«, entgegnete Mariamne.

»Ich habe kein Gold und keine Gärten, die Hütte meiner Mutter ist so elend, dass der Schnee hineindringt und ich weiß nicht einmal den Fleck in der großen Welt zu finden, wo sie liegt, aber sie lieben mich alle und sind gut zu mir, selbst der Obergeneral, dessen Augen so funkeln wie die Sterne, nickt mir zu, wenn er mich sieht

und seine Sternaugen blicken milde, und Oberst Dufour nennt mich mehr als einmal: mein Sohn!«

»Oberst Dufour?« sagte Mariamne nachdenkend, »das ist wohl derselbe, der täglich ins Haus meiner Stiefmutter kommt?«

»Heißt Deine Stiefmutter Madame Chanosjah?«

»So heißt sie.«

Die Kinder hatten nicht bemerkt, wie sehr die Nacht während ihres Geplauders vorgerückt war. Jetzt aber sah Mariamne aufblickend am östlichen Horizont den Purpurschimmer der Morgenröte.

»Schau hin, Juragis«, sagte sie mit entzücktem Lächeln, »da öffnen sich die goldenen Tore des Himmels.«

»O, wer hineinfände, wer den Weg dahin wüsste!« rief der Knabe aufspringend.

Sein Auge glänzte, sein Herz schlug heftig, mit Glut kehrte der Gedanke an Vater und Mutter in seine Brust zurück. Die Hände faltend, das Haupt beugend betete er voll Inbrunst:

»Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel!«

---

**Note 1**

ägyptische Tänzerinnen.

[Back](#)

## Sechstes Kapitel.

Juragis fand allnächtlich Mariamne an ihrem Lieblingsplätzchen, und immer hatten die Gespräche der Kinder jenen eigentümlichen, märchenartigen Charakter, der in der Auffassungsweise des Knaben begründet lag und dem Mädchen zusagte. Mariamne aber im Schoße des Überflusses, doch in einer liebearmen Familie erzogen, besaß weit mehr Weltkenntnis als ihr jugendlicher Genosse und eröffnete ihm durch Erzählungen von dem, was sie in Kiew und Smyrna gesehen, durch Beschreibung von dem Glanz und Reichtum ihres Hauses, und besonders durch die scharfe Charakteristik ihrer Stiefmutter eine Reihe von Bildern aus der wirklichen Welt.

Madame Chanosjah hatte sich ohne Liebe vermählt und das Bild eines früheren Geliebten, eben jenes Grafen Fedor, während ihrer Ehe nicht in den Hintergrund ihres Herzens gestellt. –

Mariamne hatte noch bei Lebenszeit ihres Vaters den Liebhaber zu den Füßen der Stiefmutter gesehen, sie hatte Küsse wechseln gesehen und der weibliche Instinkt, der ihr gesagt, dass die Frau ihres Vaters sündige, hatte sie auch darüber belehrt, diese Sünde zu verschweigen, aber sie hasste ihre Stiefmutter, sie hasste den Mann, der an die Stelle ihres Vaters treten sollte und nur über eines

war sie nicht klar – was machte der französische Obrist jetzt in ihrem Vaterhause? – Er gebärdete sich wie ein Liebhaber und konnte doch ein solcher nicht sein. Madame Chanosjah hasste die Franzosen mit wütendem Hasse und sprach dies in Abwesenheit des Obristen rückhaltlos selbst in Mariamnens Gegenwart aus.

Juragis hörte die Erzählungen seiner jungen Freundin von allen diesen Verhältnissen, ohne sich besondere Vorstellungen darnach zu bilden. Hass und Liebe in diesem Sinne waren ihm noch Worte, mit denen er keine Begriffe zu verbinden wusste. Ein einziger großer Gedanke nahm seine ganze Seele in Anspruch, und selbst die innige Glückseligkeit, die er bei seiner reizenden Spielgenossin fand, konnte seinen Vorsatz, den Weg zu seinem Vater zu suchen, nicht in den Hintergrund drängen.

Die alten Soldaten sagten dem Knaben nicht selten, dass ihr General sie siegreich bis ans Ende der Erde führen würde, und dies Wort fesselte das seltsame Kind an den französischen Adler. Juragis wollte das Ende der Erde erreichen, und sein Wille besaß jene Berge versetzende Kraft, die aus festem Glauben entspringt. –

Tag auf Tag schwand ihm in Kairo und jeder Abend führte die Kinder zusammen.

Obrist Dufour ahndete nicht, dass sein Schützling sich so sehr in der Nähe befand, wenn er in den glänzenden



Zimmern der Madame Chanosjah der bildschönen Frau von ihm erzählte.

Die Dame war der Angelstern im Leben des republikanischen Kriegers geworden, dem der orientalische Luxus des Hauses und die üppige Schönheit der Armenierin alle Gedanken Catonischer Philosophie verdrängte.

Madame Chanosjah zeigte sehr viel Interesse an den Kriegsoperationen der französischen Armee. Sie ließ sich von Dufour die Pläne früherer Schlachten beschreiben, sie sprach mit ihm über die möglichen Absichten des Obergenerals. Hiervon wusste der wackere Obrist freilich sehr wenig, aber was er wusste oder vermutete, verstand die Madame Chanosjah ihm so vollständig zu entlocken, als dies nur immer einer Armida oder Delila möglich gewesen.

Kairo war keineswegs ruhig während der Anwesenheit der Franzosen. Eine dumpfe Schwüle schien die Armee Bonapartes auch geistig in diesem Glutlande zu umgeben. Desair schlug die Mamelucken unter Murad Bey bei Sediman und eroberte Ober-Ägypten, aber dem Ungeheuer der Mamelucken-Herrschaft wuchsen wie einst der Hydra für jeden abgehauenen Kopf zwei neue.

Die beiden Kinder, deren Herzen ganz ineinander zu fließen begannen, wussten von allem, was um sie vorging, sehr wenig, obgleich beide eigentlich im

Mittelpunkte der Begebenheiten standen. Doch fühlte Mariamne mit recht weiblichem Sinne, dass etwas Unheimliches sich neben ihr vorbereite.

Juragis saß bei ihr in den ersten Tagen des Oktobers; sie hatten sich in einen der reizenden Kiosks geflüchtet, an denen der Garten der Madame Chanosjah so reich war, und das Mädchen hatte nach Frauenart dafür gesorgt, dass es ihrem Genossen nicht an einer Erquickung fehle. Sie schälte eine Orange und hatte auf eine feine Glasplatte ihm Trauben, Datteln und reife, dick von eigenem Zuckersafte überquollene Feigen gelegt.

Beide schwiegen schon eine Weile, die Luft war heiß, der Samum wehte von der Wüste her und selbst die Nacht erfrischte nicht die lechzende Welt.

»Deine Augen sind heiß, Mariamne, und Deine Wangen bleich und kalt«, sagte Juragis, seine Hand auf ihr Gesicht legend.

»Ich bin voll Angst, o mein Bruder«, entgegnete sie, »ich habe etwas gesehen, etwas mir ebenso schrecklich als die Schlangen, welche jene garstigen Psyllen tanzen lehren, das Gesicht des Grafen Fedor.«

»Ich fürchte die tanzenden Schlangen nicht«, sagte Juragis. »Wenn sie den Psyllen nicht schaden, so werden sie auch niemandem sonst schaden können; man hat ihnen die Giftzähne ausgebrochen.«

»Das ist nicht so gewiss, Juragis; aber gleich viel, wie es damit sein mag. Graf Fedors Gesicht ist mir weit schrecklicher noch als die gezähmten Schlangen. – Heut‘ging ich zufällig in das große getäfelte Zimmer, in dem mein armer Vater starb. Es ist seitdem stets verschlossen gewesen, aber ich ging durch die kleine Türe, die ich zu öffnen verstehe. Ich trat ganz leise ein. Ein Vorhang scheidet die Nische, in der der Sarg stand, von dem andern Raum; da hörte ich zu meinem Schrecken sprechen – die Stimme meiner Stiefmutter! – ›Fedor‹, sagte sie ›ich weiß nur sehr wenig, der Franzose ist nicht eingeweiht in die Pläne des korsischen Generals, der an der Spitze des Heeres steht; wenn aber Kaiser Paul den Aufstand mit Ernst unterstützt, so kann diesen Franzosen hier eine sizilianische Vesper bereitet werden. Gold vermag viel und die Orientalen sind leicht zu entflammen.‹ Die Stimme, die nun antwortete, war die des Grafen Fedor, doch flüsterte er nur leise, ich konnte seine Worte nicht verstehen, ich glaube auch, er sprach russisch, was ich nicht gut spreche, nur zuletzt sagte er laut und deutlich: ›Für Deine Sicherheit, teure Katinka, muss ich zuvörderst Sorge tragen‹, und meine Stiefmutter antwortete: ›Fürchte nichts für mich, ich werde bei Dir sein und das genügt.‹ Dann nach einer Weile, wo ich wieder ihre Worte nicht verstand, sagte sie laut: ›Den Obergeneral tötet ein fanatisierter Derwisch, der aus der Wüste bereits in die Stadt gekommen, und den Obristen,

der Deine Eifersucht erregt, überlasse ich Deinem Dolche.« – »Ich werde ihn binden und der Peitsche meines Hausmeisters übergeben«, sagte er dagegen und die Worte zischten ihm zwischen den Lippen hervor. Ich hob die Gardine ein wenig auf, da saß er auf dem Polster, auf dem ich meinen Vater so oft gesehen und meine Stiefmutter bereitete ihm Speisen zu auf dem kleinen Tischchen daneben. – Sage mir, Juragis, was machen diese beiden? Böses ist es gewiss!«

»Ich verstehe das nicht, Mariamne«, sagte der Knabe ernst, »aber ich werde es dem Obristen erzählen, mag der dann handeln, wie es recht und klug ist.«

»Er kommt heute früher als sonst aus der Gesellschaft der Stiefmutter«, meinte Mariamne, »achte auf ihn, wann er heraustritt, ich gehe jetzt aus dem Garten, meine Stiefmutter versprach zeitig zu dem Grafen in den Saal zu kommen – »ich will den Franzosen früh entfernen«, sagte sie zu ihm.«

Sie ging und auch der Knabe ging und stand wartend an der langen, weißen Mauer, die von außen das Haus der Madame Chanosjah bezeichnete.

Juragis brauchte nicht lange zu warten, er sah, wie die kleine Pforte sich öffnete, wie Colonel Dufour hinaustrat und durch die Straße schritt, vor sich hin die Marseillaise pfeifend. Juragis fasste seine Hand. Dufour zog sie zusammenfahrend zurück.

»Du Kind«, sagte er dann mit seiner gewohnten Freundlichkeit – »was willst Du von mir, wo kommst Du her?«

Ruhig erzählte nun der Knabe dem erfahrenen Soldaten, was er von Mariamne gehört, sein gutes Gedächtnis ließ ihn kein Wort verdrehen, keinen Namen vergessen.

»Possen! Possen!« entgegnete Dufour, dann aber an seinem Schnurbart drehend, setzte er hinzu: »und doch – und doch – ›Kaiser Paul!‹ sagte sie, ›Kaiser Paul?‹« –

Dann nahm er den Knaben bei der Hand und sagte sehr ernst:

»Komm‘mit mir Kind, erzähle mir das alles noch einmal in Gegenwart des Obergenerals.«

Sie gingen zusammen durch die lauten Straßen nach Bonapartes Hauptquartier. Dufour schrieb auf ein Blatt, das er aus seiner Briefftasche riss, einige Worte und gab dies einer Ordonnanz. Einige Minuten darauf trat ein Offizier hinaus und hieß den Obristen und den Knaben eintreten.

In einem Zimmer, dessen Fußboden mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegt war, und um dessen Wände sich Polster von hochrotem Seidenzeug hingen, saß Napoleon an einem mit Karten und Schriften bedeckten Tische auf einem nach europäischer Sitte geformten Stuhl. Ein Wasserstrahl, aus einer Muschel in

der Mitte des Zimmers emporspringend und in tausend Perlen zurück in das Becken springend verbreitete Kühle in dem Raume. Bonaparte trug die Generalsuniform und ein weißes Beinkleid.

Sein kleiner Hut lag auf dem Polster, sein Degen stand daneben.

Er schrieb über den Tisch geneigt und sein schönes, noch jugendliches Gesicht war vom Schein einer Wachskerze hell beleuchtet und sah aus, als wäre es aus Marmor gemeißelt. Einen Augenblick noch flog die Feder über das Papier, dann richtete er sein durchdringendes Auge auf die Eingetretenen und sagte:

»Nun, Colonel, was bringt uns der goldhaarige Sphinx an Ihrer Seite?«

»Mein General«, entgegnete der Obrist, »das, was der Knabe mir sagte, ist so eigentümlich, dass ich es für meine Soldatenpflicht halte, es sogleich vor Ihr Ohr zu bringen, obgleich dadurch eine schwere Anklage erhoben wird gegen eine Frau, die – der – mit einem Worte, mein General – –«

»Stille«, sagte Bonaparte den Obristen am Ohrzipfel zupfend, »ich trage kein Verlangen nach Ihren Geheimnissen, das Rätsel aber an Ihrer Seite möchte ich wohl ergründen.«

Juragis begann seine Erzählung. Sie war

unzusammenhängend und erst durch mannigfache Fragen wurden die beiden Offiziere über seine Bekanntschaft mit Mariamne, über die Vertraulichkeit der beiden Kinder und endlich über das, was seine Gespielin ihm heute mitgeteilt, ganz ins Klare gesetzt.

Napoleon schwieg einige Augenblicke, dann sagte er:

»Kaiser Paul«, und schnippte mit dem Finger. »Wissen Sie, Colonel, dass Kaiser Paul Großmeister des Malteser-Ordens geworden ist und wahrscheinlich als solcher sich zum Bundesgenossen der Türken und Engländer erklärt hat?«

Ein kurzes Lachen schloss diese Erzählung, und dann begann er von Neuem sowohl Juragis als dem Colonel einzelne Fragen über die Verhältnisse der Madame Chanosjah vorzulegen.

»Russland hat hier Agenten und Spione, das ist kein Zweifel«, sagte er dann; »doch ist es möglich, dass diese Stieftochter ihre Mutter verleumdet. Colonel, Sie selbst müssen prüfen und forschen. Gehen Sie morgen zeitig zu dieser schönen Dame und Juragis möge die Tochter ebenfalls zeitig aufsuchen und diese bewegen, Ihnen noch am späten Abend den Eintritt in jenen Saal zu verschaffen; die Türe, durch welche das kleine Mädchen heimlich hineinkann, wird auch Sie einlassen, ich werde den Garten und das Haus umstellen lassen. Finden Sie nichts Verdächtiges, so ist das Ganze vielleicht

Kindergeschwätz; auf alle Fälle müssen wir uns sichern.«

Colonel Dufour war die Rolle, die er zu übernehmen hatte, nicht ganz erfreulich. Seinem geraden Sinne behagte es nicht zu spionieren, und doch konnte er sich auf diesem Wege am besten überzeugen, ob das Weib – gegen dessen Charakter, trotz seiner Leidenschaft, ihm schon mancher Verdacht aufgestiegen war – über oder unter seinem Misstrauen stand. Zu dem, er konnte nicht anders, das Heil der Armee stand auf dem Spiele und nur zu gut wusste Dufour, dass ganz Ägypten eine Mine war und es nur eines zündenden Fadens bedurfte, die fanatische Bevölkerung in Flammen zu setzen.

Er ging an Mariamnens Hand durch die geheime Tür, er hörte die Verabredungen seiner falschen Geliebten, er sah die Liebkosungen, die sie an seinen Nebenbuhler verschwendete. Juragis stand an seiner Seite, kaum atmend wie Mariamne, deren Augen in der Dunkelheit wie zwei Diamanten funkelten. Den wildesten Grimm im Herzen verließ Dufour seinen Versteck. Nur der Gedanke an die Gefahr der Armee ließ ihn den Wunsch, den verräterischen Russen und das falsche Weib zu töten, bezwingen.

Als er sich aber entfernt hatte, als die Nachtluft das Haar von seiner heißen Schläfe wehte und er, Juragis neben sich, in das Hauptquartier des Obergenerals eilte, sagte er zu sich selbst: Sie ist ein Weib, also keines



Schmerzes wert. *Allons enfants* &c.

✱ ✱ ✱

## Siebentes Kapitel.

Wie Napoleon den Aufstand in Kairo dämpfte, von dessen Herannahen er durch den litauischen Knaben die erste Nachricht empfangen, erzählen die Berichte jener Zeit. Madame Chanosjah, Mariamne und Graf Fedor waren verschwunden, als ob die Erde sie eingeschluckt hätte. Obrist Dufour erhielt Generals-Rang bei dem Sturm von St. Jean d'acre. In der Schlacht am Berge Tabor ernannte Napoleon auf dem Schlachtfelde den Knaben Juragis zum Lieutenant und als er selbst Ägypten verließ, nahm er Dufour und Juragis mit hinüber nach Frankreich.

In Paris, wo tausend Aufregungen, tausend Pläne seiner warteten, vergaß er des kleinen mutigen, beharrlichen Kindes nicht, er ließ Juragis zu sich kommen, um ihn den Händen eines Mannes, fast ebenso berühmt als er selbst, zur Erziehung zu übergeben, und dieser Mann war Arago. Als Juragis in die Wohnung des ersten Konsuls geführt wurde, saß dieser neben einer Dame von mehr liebenswürdigem als schönem Aussehen.

»Seh'n Sie, Josephine«, sagte der Mann des Jahrhunderts und legte die schmale, feste Hand auf das blonde Haupt des kleinen Litauers.

»Dies ist nun das Kind, das vom Himmel gefallen zu sein scheint und durchaus in den Himmel zurückkehren

will.«

»Ein schönes Geschöpf«, entgegnete Josephine freundlich, »wollen Sie uns einige Worte in Ihrer Muttersprache sagen?«

Juragis errötete. Er hatte so lange nicht diese teuren Laute geübt, dass er fast fürchten musste, sie allmählich zu vergessen.

»Darf ich singen, Madame?« fragte er schüchtern.

»Umso besser«, entgegnete sie.

Und Juragis sang das Lied von den drei Schwänen. Allmählich ward seine Stimme, die anfangs gezittert hatte, lauter und voller. Die lieben bekannten Töne regten die tiefsten Tiefen seines Herzens auf, und als er nun sang:

*»Die Trauer der Braut drei Wochen war,*

*Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr.*

*Die Mutter hat die Trauer gepflegt*

*Bis müde man sie ins Grab gelegt.«*

da rannen seine Tränen unaufhaltsam und ein heftiges Schluchzen ließ seine Brust erbeben.

»Können Sie uns die Worte übersetzen, Lieutenant«, sagte Josephine, die der reine Klang der Stimme und die Rührung des Knaben selbst gerührt hatte.

Juragis machte den Versuch und es gelang ihm über

Erwarten.

»Das ist schön«, sagte Josephine, »das Volk, dem Sie angehören, Lieutenant, hat echte Poesie.«

»Wir sind nur arme Bauern, Madame«, entgegnete Juragis, »aber das Lied erfreut auch das Herz des Armen.«

Arago war indes auch erschienen. Napoleon führte den Knaben zu dem berühmten Professor und sagte:

»Dieser Herr wird Dich lehren, dass Du nicht von der Erde in den Himmel auf die Weise gelangen kannst, wie Deine kindischen Gedanken wähten. Doch hoffe ich, Du sollst unter seiner Leitung auch lernen, dass alle Wege auf Erden endlich in den Himmel führen, wenn wir immer mutig und gerade vorwärtsgehen.«

»So sagte auch der Pfarrer Ostermeier«, entgegnete Juragis mit bebender Stimme, »und das Wort machte mir Mut, den Kahn des reichen Donaleitis zu nehmen und darin übers Meer nach dem Abendrote zu steuern.«

»Das war nicht geradeaus, Juragis«, sagte der erste Konsul lächelnd, »die erste Regel auf dem geraden Wege in den Himmel ist die: Achte fremdes Eigentum! Wer sie vergisst, kommt auch dem Himmel näher, aber meistens nur um so viel, als ein Galgen hoch ist.« –

Jahre vergingen für unsern jugendlichen Helden nun in ungestörter äußerer Ruhe. Er benützte den vortrefflichen

Unterricht, der ihm erteilt ward, mit Eifer und Ernst, und bald konnte niemand mehr in dem fleißigen, schönen und hochbelobten Schüler eine Spur von dem litauischen Häuslerknaben erkennen. Nur der Ernst seines Wesens, die tiefe, schwärmerische Glut seines Blickes und ein gewisses Etwas, das wie Mondschein über einer blühenden Landschaft still und mild über dem blühenden Knaben lag, unterschied ihn vor anderen begabten Altersgenossen. Er wusste jetzt, dass er seinen Vater, wenn er wirklich tot war, nicht aus dem Himmel zurückholen könne, aber er wusste auch, dass viele, die im Kriege für tot gelten, es nicht sind und heimkehren zu den Ihrigen. Es war nicht unmöglich, dass seinem Vater ein ähnliches Los gefallen. Aber ach, wo war seine Heimat? Wo lag das Hüttchen seiner Mutter, wo spielte seine Schwester und gedachte sie auch noch des Bruders? Und neben diese beiden stellte sich noch eine ihm teure Gestalt – Mariamne! Sie blieb der Traum des Knaben, den er hinübertrug ins Jünglingsalter und mit allen Reizen schmückte, die seine Einbildungskraft zu verleihen fähig war.

Als der Krieg des Jahres 1806 zwischen Frankreich und Preußen erklärt wurde, hielten die Lehrer den Jüngling für reif, seine Lieutenantsstelle einzunehmen. Die Kaiserin Josephine, die ihm stets ihr Wohlwollen bewahrt hatte, beschenkte ihn mit der nötigen Equipage, und Juragis trat in das französische Heer, von manchem

beneidet wegen des persönlichen Anteils, den der allmächtige Kaiser dem Jünglinge bewiesen.

Juragis' Neigungen waren nicht kriegerischer Art. Er war mit einem Dichterherzen geboren und der Unterricht eines der größten Gelehrten seiner Zeit hatte die angeborene dichterische Naturliebe des Schülers zu höherem Interesse und Verständnis an jenen Wissenschaften gesteigert, die unfehlbar bestimmt sind, im Laufe der Zeit die Barbarei des Krieges vom Angesichte der Erde zu verdrängen: die Naturwissenschaften.

Juragis war Chemiker, Astronom, Botaniker und Geolog mit einer wahren Leidenschaft und lächelnd sagte er, als er von Arago Abschied nahm, dass er den Weg in den Himmel jetzt auf dem Pfade der Wissenschaft zu finden hoffe. Der junge Offizier stieg, wie die siegreichen Truppen vorwärtsdrangen, von Stufe zu Stufe, und als die Schlacht bei Jena geschlagen ward, warf eine Kugel, die den Arm des »*Capitain* Comte de St. Jure« streifte, ihn zu Boden.

Es war seine erste Verwundung. Sie war nicht schwer, aber seine fast noch knabenhafte Jugend und Zartheit machten, dass er im heftigen Schmerz, im wilden Gedränge um ihn her das Bewusstsein verlor. Die Heereszüge gingen über ihn weg. Eine raue Oktobernacht deckte ihren düsteren Mantel über das weite, entsetzliche

Leichenfeld, und Juragis empfand, dass er lebte erst wieder durch das Gefühl der Nässe und Kälte, das ihn erschauern ließ. Er hob sich empor, er blickte um sich. Ein schauerliches Bild, wohl geeignet, auch im kriegerischen Herzen einen Abscheu vor dem Kriegshandwerk einzuflößen, umgab ihn. Stöhnen, wildes Schmerzgeheul, Flüche und Gebete in allen Sprachen durchklangen von Zeit zu Zeit die nächtliche Stille. Geisterhafte Gestalten jagten hier und dort über die Ebene; verwundete und herrenlose Pferde waren es, die in wilden Sprüngen dahin rasten. Seufzer, Todesseufzer, deren grässlichen Klang keine Stimme nachahmen, kein Wort beschreiben kann, schlugen an sein Ohr, und wie sein Auge sich mehr und mehr an das Dunkel der Nacht gewöhnte, erkannte er deutlicher die Masse der Leichen, die, in tausend verschiedenen, grässlichen Stellungen niedergesunken, verstümmelt, zerschmettert den weiten Kampfplatz bedeckten. Des Jünglings Armwunde blutete und schmerzte, sein Kopf war wüst, sein Herz zum Springen voll.

Die Heimat, die ferne, teure Heimat, an die er lange nicht mehr mit hoffender Sehnsucht gedacht, stand vor seinen Augen; das Antlitz der Mutter, der Schwester holde Kindergestalt und sein kindischer Traum, durch die Pforten des Himmels eingehen zu wollen, der sich jetzt zu dem edlen, heiligen Vorsatz geklärt hatte, den Himmel in der eigenen Brust zu bewahren, ward wieder lebendig

in ihm.

»O, er ist schwer und weit der Weg in den Himmel«, seufzte Juragis, und dann fühlte er jenen brennenden Durst, die bitterste Qual des Verwundeten.

»Wasser, o nur einen Tropfen Wasser«, klagte er leise.

»Kamerad«, sagte eine Stimme neben ihm in deutscher Sprache, die er während des Feldzuges schon einigermaßen erlernt hatte und die ihm zu er lernen gar nicht schwer wurde, da er einzelne Worte und Redeweisen schon als Kind verstanden hatte, wenn auch nur sehr mangelhaft.

Juragis horchte auf:

»Wer lebt hier neben mir?« fragte er Französisch und wiederholte die Frage Deutsch, als sie zum ersten Mal nicht beantwortet wurde.

»Hier, Kamerad, hier liegt ein Lebender; auf mir liegt eine Last, ein totes Pferd, denke ich, aber ich habe Branntwein in meinem Ranzen, den ich Dir geben möchte, wenn Du her könntest.«

Juragis richtete sich mit Kraft empor, und tappte nach der Stelle hin, wo er die befreundeten Laute gehört. Ein grässlich zerschossenes Pferd lag auf dem Soldaten, der gesprochen hatte, aber es gelang der vereinten Anstrengung der beiden nur leicht Verwundeten, den unter dieser schrecklichen Last Begrabenen von



derselben zu befreien, und nun labten sie sich beide aus der Feldflasche des Preußen.

»Du bist ein Franzose, Kamerad?« fragte dieser nach einer Weile.

»Französischer *Capitain*«, war die Antwort.

»Tut nichts, trink‘, Kamerad, ich höre an Deiner Stimme, dass Du noch ein junges Blut bist; da, der letzte Schluck sei für Dich!«

Juragis trank und neue Kraft ergoss sich in seine Glieder.

»Nun vorwärts, Kamerad, wir wollen suchen zu Menschen zu kommen«, sagte der Preuße.

Juragis war vom Blutverlust erschöpft, er konnte nur langsam gehen, aber sein Gefährte, der einen leichten Hieb über den Kopf hatte, auf welchem das Blut zu verharschen begann, stützte ihn.

Der Morgen graute, als sie den ersten französischen Wachtposten erreichten. Juragis nannte seinen Namen, Graf St. Jure, der Liebling des Kaisers, – die frohe Botschaft, dass er lebe, ging von Mund zu Mund, heitere Kameraden drängten sich um ihn, ein Wundarzt erschien und untersuchte seinen Arm und unterdes stand der preußische Füsilier immer hinter ihm und betrachtete ihn mit liebevoller Teilnahme.

Juragis verlangte, dass man den Preußen bei ihm lasse,

und so kamen sie zusammen in ein Lazarettzimmer. Der junge *Capitain* forderte nun, dass man seinen Gefangenen neben ihn bette, und auch hierin geschah sein Wille, und während der Tage, die sie beide in Untätigkeit zubringen mussten, sprachen sie ohne Aufhören miteinander; denn beide, obgleich an Alter, Lebensverhältnissen und Bildung unendlich verschieden, hatten in der Einsamkeit des Schlachtfeldes, umgeben von Toten und Sterbenden, eine warme Zuneigung füreinander gefasst. Anfangs hatte der junge Graf St. Jure nur die Absicht, seinem Gefangenen den Labetrunk, dem er wahrscheinlich die Erhaltung des Lebens verdankte, zu vergelten und sich durch das Geplauder mit ihm in der deutschen Sprache zu vervollkommen; später aber, als die Anhänglichkeit des rauhen Preußen an den jungen Franzosen den Charakter einer rührenden Innigkeit immer mehr zeigte, entschloss St. Jure sich, ihn als Diener bei sich zu behalten. Es war ein Mann, der noch sicherlich nicht fünfzig Jahre zählte, aber sein Leib war von Narben so bedeckt, dass er ein Greis schien; besonders entstellten ihn die vielen Kopfwunden, die seine Gesichtszüge nach allen Richtungen verschoben hatten.

Ursprünglich musste der alte Garmetis ein schöner Mensch gewesen sein. Er hatte die Riesenhöhe, die eine Zeit lang den besondern Ruhm der preußischen Soldaten ausmachte.

Sein Haar war noch immer lichtblond und schlang sich in seidenweichen Locken um die narbenvolle Stirn und das Blau seines Auges war ebenso rein als der Blick desselben treuherzig. –

Garmeitis liebte, vergötterte seinen jungen Herrn, er konnte ihn Viertelstunden lang betrachten und seine Augen wurden dann feucht von Tränen.

Er trug die französische Uniform ganz so ohne Gewissensbisse als er die preußische getragen. Das Soldatenleben war für ihn nicht Sache freier Wahl, sondern Zwang von Anfang an gewesen. Er war ein Bauer aus den östlichen Provinzen Preußens, und von Weib und Kind schon vor langen Jahren gerissen. Juragis hatte alles dies als Antwort auf seine Fragen von seinem alten Diener erfahren, ehe derselbe noch mit ihm Berlin erreicht hatte, wo beide eine ziemliche Zeit mit dem Truppenteil, zu welchem die Kompanie des Grafen St. Jure gehörte, verweilten.

Es verstand sich von selbst, dass der Diener nicht ähnliche Fragen an den Herrn richten konnte, obgleich dieselben nicht selten auf seinen Lippen schwebten.

Zweierlei hatten beide miteinander gemein. Die Geschicklichkeit ihrer Hände und die Leichtigkeit, mit der sie fremde Sprachen erlernten. Der alte Garmeitis sprach in derselben Zeit geläufig Französisch, die der Graf St. Jure gebraucht hatte um Deutsch zu erlernen.

Der französische Hauptmann Graf St. Jure, schön wie der jugendliche Antinous, Liebling des allmächtigen Kaisers, wohlunterrichtet, tapfer und gewandt, war nicht mehr der Knabe Juragis; aber die Redlichkeit, der schwärmerische Seelenzug und die Anhänglichkeit an die unbekanntes Heimat waren ihm geblieben. St. Jure war der Liebling der Damen, aber unter allen denen, die sich sichtlich um die Gunst des fast mädchenhaft schönen Jünglings bemühten, gelang es keiner, sich eines besonderen Vorzuges zu erfreuen. Der junge, französische Offizier hatte eine ritterliche Artigkeit gegen das Geschlecht der Frauen, aber die Liebe war seinem Herzen fern, das zwei Dinge ganz erfüllten: wissenschaftliches Streben und unverlöschliche Sehnsucht nach seiner Heimat.

Viele, ja die meisten Versuchungen, die anderen Jünglingen gefährlich werden, hatten über ihn keine Kraft. Seine Zeit war geteilt zwischen seiner Dienstpflicht, sehr ernstlichen Studien seiner Lieblingswissenschaften, Musik und Poesie, die er mit Leidenschaft liebte und mit Geschmack übte. Der Gesang des jungen Grafen von St. Jure war berühmt nicht nur unter seinen Kameraden, sondern auch in den Kreisen Berlins, die zu jener Zeit den französischen Offizieren gern geöffnet wurden, und er sang Lieder aller Sprachen, und sang sie mit gleicher Zartheit. Himmels<sup>Note 2)</sup> süßes: »Hebe sieh, in sanfter Feier« tönte von seiner reinen vollen Baritonstimme ebenso schön, als das begeisternde

»*Allons enfants*« &c. seines alten Beschützers Dufour, der zur Zeit von ihm getrennt war, und die wilden Weisen des Orients, die er unter Ägyptens und Syriens Gluthimmel erlernt hatte, oder das Lied von den drei Schwänen, dessen süße Sprachlaute man in Berlin für Neugriechisch hielt.

Der alte Garmeitis war von Tage zu Tage mehr das Faktotum unseres jungen Freundes geworden. Er besorgte seine Einkäufe, seine Wäsche, er putzte seine Pferde und Kleider, er staubte seine Bücher ab und stimmte seine musikalischen Instrumente, denn Garmeitis war auch so eine Art musikalischen Genies, und wenn sein Hauptmann abwesend war, saß er wohl Stunden lang und sang süße, klagende Weisen, deren weiche Mollakkorde dem heimkehrenden Jüngling, wenn er sie hörte, wie ein Gruß aus fernen Zeiten tönte. –

Wer indes den Geist militärischer Disziplin kennt, wird sich nicht wundern, dass der junge Hauptmann und sein Diener nur selten miteinander sprachen. Garmeitis vergötterte seinen jungen Herrn und St. Jure interessierte sich warm für den treuen Diener, der ihn nach dem Frieden von Tilsit erst nach Paris, später in jene traurig bekannten Feldzüge gegen Österreich, endlich auch nach Spanien begleitete.

\*\*\*

---

**Note 2**

Damals königl. preuß. Kapellmeister.

[Back](#)

## Achtes Kapitel.

Die Geschichte jener wilden Zeit, in der ganz Europa ein weites Kriegstheater war, wo Menschenblut in Strömen floss und Ereignisse sich in der Wirklichkeit zutrugen, denen niemand den Schein der Wahrscheinlichkeit wie den Träumen eines Novellisten einräumen würde, ist bekannt.

Wir brauchen sie hier nur so weit zu wiederholen, als sie von besonderem Einflusse auf das Geschick des Kindes waren, das mitten in dem wildesten Gedränge des Erdenlebens, sich treu und fest erhielt auf dem Weg zum Himmel.

Juragis hatte als Graf St. Jure eine Staffel kriegerischer Ehre nach der andern erstiegen, aber er hatte sich die Reinheit seiner Seele, die Anhänglichkeit an sein armes Vaterhaus und die Hoffnung, in seinem bewegten Leben die Seinen wiederzufinden, erhalten. –

Die Orden, die ihn schmückten, die hohe Stellung, die er einnahm, hatten ihn nie eitel gemacht. Wenn er sich aber die Möglichkeit dachte, als der, der er geworden, einzutreten in die Hütte seiner Mutter, da schlug sein Herz auf in unsäglicher Freude. Der Himmel war für ihn jetzt in der Heimat und den Weg zu ihr hoffte er doch noch zu finden. –

Der Komet von 1811 stand am Himmel und die



französischen Heere im Herzen Russlands. – Der Graf von St. Jure befand sich im Kreml in Napoleons nächster Umgebung, als diesem die erste Nachricht von dem Brande der Hauptstadt gebracht wurde. –

Es war die Todeslosung für Hunderttausende. Jener furchtbare Rückzug begann, in dem Michel Ney, der Bravste der Braven seinen Namen neben dem des Xenophon und Friedrich II. von Preußen ins goldene Buch jener Unsterblichen eintrug, die sich da bewährten, wo die Hoffnung selbst trauernd ihr Haupt verhüllt und ihre Flügel ausbreitend die Verlass'nen ihrer eignen Kraft überließ. Juragis befand sich unter dem Heerteil, den Oudinot kommandierte. –

Bei Smolensk erhielt er eine leichte Kopfwunde, die ihn indes nicht hindern durfte, sich der Flucht des Heeres anzuschließen. Zurückbleiben war gewisser grauenhafter Tod. –

Beim Übergange über die Beresina streifte eine Kugel seinen Arm. Mit zwei Wunden, die keine andere Hand als die seines alten Dieners verband, dessen Körper Stahl zu sein schien, setzte der Jüngling seine Flucht fort. Er besaß kein Pferd mehr, der Hunger und die Kugeln der Russen hatten die schönen Tiere, die Freude des jugendlichen Obristen, längst getötet. –

Das brechende Eis zerschnitt die Fußbekleidung des Wanderers und stückweise fielen die Stiefel von seinen

Füßen.

Von einer Weide am Wege löste Garmetis die Rinde und flocht seinem jungen Herrn Bastschuhe, zerriss sein eignes Hemd und wickelte die Streifen um die blutigen erfrorenen Füße des Jünglings, auf den sich schon längst alle Gedanken und Gefühle seines Herzens bezogen.

Rings eine weite, wilde Schneewüste lag die Welt vor den beiden Wanderern, die, seit Tagen schon von den übrigen Kameraden getrennt, einsam umherirrten. Gefallene Pferde, von deren Fleisch die Unglücklichen sich das Leben fristeten, zerbrochene Lafetten, aufgerissene Pulverkarren und Leichen, Tausende von starren blutlosen Leichen bezeichneten ihnen den Weg, den die Armee genommen.

Juragis und sein Gefährte waren jetzt nicht mehr Herr und Diener, nicht mehr Obriste und Gemeiner, ihr Verhältnis hatte sich gleichsam umgekehrt. Ein kräftiger, allen Strapazen gewachsener Mann war der Führer, Schützer, Berater eines fieberkranken, verwundeten Jünglings.

Wenn die Fieberglut nachließ, wenn der Kopf des armen Juragis ein wenig frei und zu denken fähig war, tröstete ihn sein Gefährte und ermutigte ihn mit dem Zuspruch, dass sie sich Gegenden näherten, die ihm wohl bekannt, durch die er in frühern Jahren seines Lebens mehr als einmal gewandert sei, dass sie nun bald in seine

Heimat kommen und dort einen mitleidigen Menschen finden würden, der sie zu Schlitten in sein armes aber freundliches Hüttchen bringen würde. Der kranke Jüngling hörte das, es klang ihm wie Glockengeläute aus der Ferne und erkräftigte ihn zum bewusstlosen instinktmäßigen Weiterschreiten.

Wenn sich Kosakenschwärme am Horizonte zeigten, verstand Garmeitis es, unter einem umgefallenen Karren, neben einer zerbrochenen Kanone einen Versteck zu finden, und war die gefürchtete Erscheinung vor übergebraust, so munterte er seinen jungen Gefährten zu neuen Anstrengungen auf. –

Ein Mittel erwies sich dazu ganz besonders kräftig. –

Es gibt ein litauisches Liedchen, dessen Refrain lautet: »Drum vorwärts, vorwärts in den Himmel.« –

Die Melodie dieses Liedes durfte Garmeitis nur pfeifen oder singen und sein erschöpfter, fast wahnsinniger Gefährte raffte sich zu neuer Anstrengung auf. –

Neun Tage waren sie nun schon durch die unermessliche Schneewüste gezogen. Garmeitis erkannte, dass die Grenze Preußens ganz nahe war. Ein kleines Flüsschen, das dem Niemen sein Wasser zuführt, diente ihnen zum Wegweiser.

In dieser Gegend, das wusste Garmeitis, stand der Edelsitz eines Russen, ein prächtiges Schloss, das er als

Knabe nicht selten besucht hatte. Allerdings mussten sie es vermeiden, aber die Lage desselben konnte und sollte ihm zur Richtschnur dienen. – Über ihnen lag bleiern der schneeschwere Himmel, um sie her die Erde im düstersten Winterkleide. Hügelchen, wo der Schnee die Leichen ihrer Kameraden mit dünner weißer Decke verhüllt hatte, waren ihre einzigen Wegweiser. Sie gingen vorwärts, immer vorwärts. Garmetis die Heimat suchend, deren Nähe ihn erkräftigte; Juragis mit der traumhaften Erinnerung an seinen kindischen Vorsatz, den Himmel zu erreichen, und in dem todwunden Haupt die dunkle fieberhafte Vorstellung, dass er sich unter schweren Anstrengungen dem Ziele näherte. Von Zeit zu Zeit stützte er sich auf die Schulter seines Gefährten und murmelte einige Worte, die diesem zu seinem Erstaunen seiner eignen Muttersprache anzugehören schienen. Hunger hatte der Kranke seit achtundvierzig Stunden schon keinen mehr gespürt und den Fieberdurst löschte oder betäubte wenigstens ein wenig Schnee, den der unermüdliche Freund ihm von Zeit zu Zeit an seine Lippen brachte. So schritten sie weiter.

»Vorwärts, vorwärts in den Himmel!« sang Juragis mit den hohlen Tönen des Sterbenden, und dann murmelte er wieder leise vor sich hin das Lied von den drei Schwänen. Garmetis konnte sich nicht täuschen. Er hatte die Töne seiner Muttersprache im Munde des jungen Franzosen gehört und sein Herz schlug heftig. Ein Hügel

am Weg, von dessen Südseite die Winde Gottes den Schnee weggeweht hatten, bot einen geschützten Rastort für die unglücklichen Flüchtlinge. –

Hierher führte er seinen Kranken und bettete ihm das wunde matte Haupt auf seinem Knie und zog die Fetzen seines zerrissenen Mantels über die Blößen des Landsmannes, dessen jugendliche Schönheit kein Schmerz, keine Krankheit hatten zerstören können.

So ruhten sie. Der Sturm brauste über die weite Schneewüste, Raben flatterten über dem Haupte der Verlassenen. Der Abend begann seinen Fittich über die öde Welt zu breiten. Über Nacht fiel Schnee; Garmetis, der wetterkundige Küstenbewohner, sah dies und er sah auch, dass die Wolken am Himmel sich als ein Leichentuch über ihm und seinem Gefährten niedersenken müssten. Er schloss den Jüngling fest in seine Arme, ihm die letzte Wärme seines Herzens mitzuteilen. Der Schlaf lag schwer auf seinem Augenlide, er wusste, es wäre sein letzter!

Wenn der Schnee über Nacht sie zudeckte, so wären ihre beiden fest aneinander geschmiegt Leiber morgen, wenn des Tages Auge auf sie blickte, eben auch nichts anderes als ein Hügelchen mehr auf dem weiten Schneefelde, auf dem sie schon an so vielen Tausenden vorübergegangen. –

Ein bitteres Gefühl überfiel des Mannes Brust, als er

dies fühlte. Sie waren seiner Heimat so nahe. Wenn die Kraft seines sterbenden Gefährten noch wenige Stunden ausgehalten hätte, so mussten sie die Hütte erreichen, aus der Gewalt ihn vor achtzehn Jahren von der Seite seines Weibes gerissen. Garmeitis wusste, dass er selbst noch Kraft genug haben würde, durch Nacht und Graus jenen Weg zu gehen, aber eine Macht, die größer war als alle Überlegung, hielt ihn fest neben seinem jungen Herrn. Ihn liegen lassen, dem einsamen Tode, den Wölfen vielleicht preisgegeben, deren Spuren auf dem Schnee, der alte Krieger schon vielfach gesehen hatte. Unmöglich! –

Die Anhänglichkeit an den stolzen, schönen, hochbegabten Jüngling, dem er nun schon in zwanzig Schlachten gefolgt, war stärker als alles. Er zog das wunde Haupt des Teuren fester an sein Herz, er wickelte die blutenden Füße so gut als möglich in seinen zerlumpten Mantel und fest entschlossen, mit ihm zu sterben, beugte er sich über ihn, küsste die bleichen zitternden Lippen und flüchtete von aller Menschenhilfe verlassen zu Gott, mit lauter Stimme das »Vater unser« betend in seiner Muttersprache. Da öffneten sich noch einmal die Augen des Leidenden, eine flüchtige Röte erschien auf der bleichen Wange und deutlich und verständlich sprach er die heiligen Worte nach.

»Du bist ein Litauer, o Herr, o mein teurer Herr!«

schluchzte Garmeitis.

»Ich kenne nicht den Namen meines Heimatlandes«, flüsterte Juragis, »aber Du betest in der Sprache meiner Mutter.«

»O und wie heißest Du, mein teurer Herr, wie nannte man Dich in der Heimat?«

»Juragis, und meine Mutter hieß Annaitka und meine Schwester Margeita und die nächste Stadt an meiner Hütte Kleipeda und unser Pfarrer Ostermeier.«

Der Alte schwieg. Er konnte nicht reden, heftige Schauer durchbebten sein Herz.

Es war sein Sohn, den er in den Armen hielt. Sein schöner, stolzer, hochbegabter Herr, der ihm das Leben gerettet, war sein eignes, teures Kind. Er neigte sich über ihn und bedeckte sein Angesicht, seine teuren Hände mit Küssen. Sein einfaches Herz fühlte, dass der genug gelebt, der einen solchen Augenblick erlebte.

»Mein Sohn, mein Kind«, sagte er endlich als das heftig klopfende Herz ihm das Sprechen erlaubte.

»Stirb in Deines Vaters Arm, der gern mit Dir zusammen in die Pforte des Himmels vor den Thron des Herrgotts treten will.« –

Und unten am südwestlichen Rande des bleiernen Himmelsgewölbes webte die untergehende Sonne den Purpur und Goldsaum des Abendrotes. Seit vielen Tagen

zum ersten Mal zerbrach die Kraft des glänzenden Tagesgestirnes den schweren Wolkenmantel und goss scheidend einen Strom blendenden Lichtes über die weiten Schneefelder, der Ruhestätte so vieler Tausenden, deren letzte Schritte in den Himmel so schwer, ach so unsäglich schwer gewesen waren. Fest umschlossen hielten sich Vater und Sohn und das brechende Auge des Jünglings sah jetzt, nah, ganz nah vor sich, die goldene Pforte, die er so lange, so sehnsüchtig gesucht, und warmer Frühlingshauch strömte ihm aus derselben entgegen, und Engelshäupter, die er kannte und liebte, traten zu ihm und beugten sich über ihn und nahmen von ihm ab alle Schmerzen seiner Wunden und reichten ihm Nahrungsmittel und betteten ihn auf weiche Wolkenbetten und bestreuten sie mit duftigen Blumen. Er fühlte unendliches, himmlisches Glück, aber es war, als ob dasselbe nur an ihm vorüberschwebe in lichten Bildern, und eine Schwere, die er nicht besiegen konnte, ihn selbst fessele. Er sah alle die Teuren, die er geliebt, Mutter und Vater und Margeita und Mariamne und den würdigen alten Ostermeier, aber allmählich verschwanden diese teuren Bilder wieder. Die goldene Pforte des Himmels schloss sich, Dunkelheit umgab ihn, er fühlte den Schmerz seiner Wunden, er fühlte das Leid der Krankheit, er fühlte sich auf Erden, leidend, aber gepflegt von Liebe und Aufmerksamkeit.



\*\*\*

## Neuntes Kapitel.

Er stützte den gesunden Arm auf ein weiches, seidenes Kissen, und versuchte das Haupt zu erheben. Eine freundliche Hand schlug, als er sich regte, den Vorhang seines Zelttes zurück und gestattete ihm so den Hinblick in ein Zimmer, das man durch rot-seidene Gardinen verdunkelt hatte. Er übersah mit einem Blick einen Raum, der mit allem Luxus des vornehmen Lebens ausgestattet, war. Eine Uhr von Alabaster pickte und tickte mit gar traulichem Tone in einer Wandnische. Ein Tischchen stand unter derselben mit Arzneiflaschen bedeckt. Weiche Luft, warm und rein und von des Lenzes Blumenduft durchzogen, wehte um seine wunden Schläfe, und an seinem Bett saß auf einem Lehnstuhl seine Mutter in ihrer, ihm so bekannten litauischen Frauentracht und drehte mit fleißiger Hand den feinen Hanffaden und die Spindel tanzte lustig auf den Blumen des orientalischen Teppiches.

»Mutter!« sagte er leise, und die geliebte Gestalt beugte sich über ihn und legte das Kissen unter seinem Haupte glatt.

Er küsste die Hand, und leise streichelte sie seine Wange und flüsterte:

»Schlafe noch, mein Kind!«

»Ich kann nicht schlafen, Mutter, ich wache, sage mir,

wo ich bin, und lege Deine Hand auf die meine, damit ich fühle, dass Du wirklich bei mir bist und nicht ein Traumbild, das bald zerfließen muss.«

Sie tat was er wünschte. Wie warm war die harte Mutterhand, wie liebevoll das mütterliche Auge, aus dem Träne auf Träne leise auf das weiße Brusttuch rann.

»Sind wir im Himmel, meine gute Mutter?«

»Bei einem Engel sind wir, mein Sohn, aber noch auf Erden, wenn schon es selten genug ist, dass auf Erden sich *die* wiederfinden, die so lange getrennt waren.«

»Und wie komme ich hierher, meine Mutter, und was ist Traum, was Wirklichkeit von meinem Leben?«

Die Uhr in der Nische schlug mit hellem Klange neunmal. –

»Abend oder Morgen?« fragte Juragis.

»Morgen, mein Kind, Morgen und Frühling.«

Sie öffnete eine Flügeltür; ein weiter blühender Garten zeigte sich den Blicken des glücklichen Kranken und das Gold der Morgensonne hüpfte und funkelte auf der Wassersäule eines Springbrunnens und brillantierte die Tautropfen an allen Grasspitzchen und in allen Kelchen der Aurikeln, die einen bunten Teppich zunächst vor der Tür des Gartensaales bildeten.

Er schaute noch mit entzücktem Blick in die

Frühlingspracht hinaus, da trat durch eine Seitentür ein litauischer Bauersmann ein; er hinkte und sein Kopf war noch verbunden, aber er trug ein Teebrett mit Speisen, die vortrefflich dufteten, und Juragis wusste nicht nur, dass es sein alter treuer Diener sei, sondern er erkannte auch unter den Narben des zerfetzten Angesichtes die Augen und den Blick des Vaters, den er einst aufzusuchen, jene abenteuerliche kindische Reise unternommen hatte.

Es war indes ein sehr irdischer und recht gründlicher Appetit, den unser junge Freund spürte, als die beiden Eltern unter tausend Liebkosungen und Schmeichelworten, an denen die Sprache des Litauers so reich ist, ihr Kind mit Speise versorgten. Ein Becher Fleischbrühe und die Hälfte eines Huhns verschwanden vom Angesicht der Erde, und dann legte Juragis sich sehr behaglich auf seinen Kissen zurecht, reichte eine Hand der Mutter und winkte mit der noch etwas schmerzenden, verwundeten dem Vater, sich neben ihm niederzusetzen, und war alsbald wieder in den Gefilden des Traumes, ganz unbekümmert, wie er an den Ort gekommen, wo es ihm so wohl geworden, dass er ihn gern für den ersehnten Himmel gehalten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, saß eine andere ihm bekannte, teure Gestalt an seinem Bette. Der Pfarrer Ostermeier, ein Greis jetzt mit silberweißem Haare, aber noch kräftig und vom Alter ungebeugt.

»Mein lieber, junger Freund«, sagte er deutsch (denn mit seinen Eltern hatte Juragis sich der schönen und poetischen Muttersprache bedient), »wie die beiden Ärzte, die Sie behandeln, uns versichern, sind Sie gänzlich außer Gefahr, ja fast schon als genesen zu betrachten und fähig zu erfahren, was sich mit Ihnen zugetragen.«

Juragis zog die Hand seines ersten verehrten Lehrers an die Lippen, und der Alte lächelte, streichelte des Jünglings goldige Locken und sagte:

»Der Graf von St. Jure ist also immer noch unser alter, lieber Juragis?«

»Immer, immer«, entgegnete dieser.

»Nun wohl also, mein lieber Junge, höre mir zu. Du musst wissen, dass ich vor ein paar Jahren die Bekanntschaft einer jungen und sehr lebenswürdigen Dame machte, die Dich in Ägypten unter den Fahnen Napoleons kennengelernt. Ein Zufall hatte sie bei einer kleinen Reise in das Hüttchen Deiner Mutter geführt, in der man immer noch den verschwundenen Sohn betrauerte. Sie brauchte eine Dienerin, nahm dazu Deine Schwester, die ihr gar sehr gefiel und kannte zu unserem höchsten Erstaunen eine Menge litauischer Lieder, obschon sie im Orient geboren und erzogen war. Ein Wort gab so das andere und wir hörten so zuerst von Dir und Deinem Leben. Damals – es war vor dem Jahre

sieben – gehörte diese Gegend noch zu Preußen. Die Dame brauchte einen protestantischen Geistlichen für ihre Dörfer und ich nahm die mir gebotene Stelle an und Deine wackere Mutter bezog ein Häuschen, das *Panna* Mariamne, die edle Herrin der Gegend, ihr einräumte, um in der Nähe ihrer Tochter zu sein. Wir haben oft von Dir gesprochen, Juragis. Die edle Dame hatte auch viel, viel zu leiden gehabt. Waise und in den Händen einer grundbösen Stiefmutter, wollte man sie zur Ehe mit einem verruchten Bösewicht zwingen. *Panna* Mariamne aber ist mutig und klug, sie stellte sich unter den Schutz des mächtigen Kaiser Alexanders, in dessen Lande sie große Güter besitzt und war bis vor zwei Jahren des erhabenen Herrschers Mündel. Mit einer wackeren Matrone von guter Familie und ihrer alten Amme lebte sie nun teils hier, teils in Moskau, teils auf fernen Gütern in der Nähe von Kiew. Immer aber begleitete sie Deine Schwester, und stets kam sie gern hierher zurück, wo der Umgang mit Deiner Mutter und mit mir ihr Freude machte. – Beim Ausbruch des Krieges war sie hier, sie zog es auch vor, hier zu bleiben, da Reisen in die südlichen Provinzen durch das französische Heer unsicher waren und sie ohne den Schutz einer Mutter oder eines Gatten ungern in Petersburg erscheinen mochte; sie fürchtete die Bewerber aus dem russischen Adel, gegen den sie einmal ein Vorurteil hat. – Der fürchterliche Rückzug des französischen Heeres zeigte

uns das menschliche Elend in allen erdenklichen Gestalten. *Panna* Mariamne tat was sie konnte, Hunderte ja Tausende der unglücklichen Flüchtlinge haben Nahrung und Kleidung an ihrer Tür gefunden. – An einem traurigen Abende der vorigen Winters, als die Heereszüge fast schon vorüber waren, saß die Mutter weinend bei mir und sprach von Dir und fragte Gott in heißem Gebet, ob Du auch unter den Armen gewesen, die der Schnee begraben, der in dichten Flecken niederfiel und seltsam von einem glühenden Abend rot beleuchtet ward. Da kam einer der Knechte zu uns und erzählte, dass draußen kaum fünfzig Schritte vom Dorfe zwei Franzosen sterbend liegen.

›Es sind Vater und Sohn«, sagte er, ›obgleich der eine, der Jüngere, ein vornehmer Offizier, und der andere ein gemeiner Soldat ist.«

Da fiel Deine Mutter mir zu Füßen und sagte, ihr Herz zerbräche vor Kummer bei dem Gedanken, die beiden sterben zu lassen, und so spannte ich meinen großen Leiterschlitten an und brachte Euch hierher. Auf dem Schlosse lag todkrank ein französischer Obrist, ein Bekannter von *Panna* Mariamne, und sie meinte, Ihr solltet dieselbe Pflege haben wie der, und so brachte man Euch nach zwei Tagen ins Schloss. Aber schon am dritten, als er der Sprache mächtig geworden, erkannte Dein Vater seine Frau und fand in der Dienerin seiner

Wohltäterin seine Tochter, und Eltern und Schwester und alle Freunde pflegten Dich; denn auch Colonel Dufour ist genesen, und obgleich gefangen und nach den östlichen Provinzen abgeführt, ist sein Los doch nicht unerträglich, denn er ist gesund und mit Geld reichlich versehen, und der Friede wird auch wiederkommen auf Erden und dann löst man ihn aus. – Deinetwegen aber hat *Panna* Mariamne den großen und edelherzigen Kaiser angefleht. Du und Dein Vater seid auf einen Ukas Alexanders frei auf Ehrenwort, mit der Bedingung, auch im Fall völliger Genesung nicht die Waffen mehr zu tragen.« –

So erzählte der Pfarrer Ostermeier und Juragis hörte zu, und es war ihm so selig, als nun seine Schwester eintrat und Mariamne, beide Jungfrauen, schön wie Raphaels Engel, und doch so verschieden in ihrer Schönheit, – und als er sich von weichen Armen umschlungen fühlte und noch einmal währte, die Pforten des Himmels vor sich geöffnet zu sehen.

\* \* \*

Was noch weiter geschah – sollen wir es erst erzählen? – –

Der Graf St. Jure ist jetzt ein Greis und lebt mit



seiner Familie auf seinen Gütern. Enkel von ihm dienen auf der Flotte Russlands und im russischen Heer, es sind schöne Knaben, teils blond wie der Großvater, teils brünett wie die Großmutter gewesen sein soll, die jetzt freilich silberweißes Haar hat. –

Auch einige Vettern von ihnen dienen dem russischen Kaiser, ihr französischer Name Dufour hat einen guten Klang in den Ohren des allmächtigen Nikolaus, obgleich ihm sehr wohl bewusst ist, dass ihr Großvater, früher gefangen, ein Offizier der Kaisergarde, und ihre Großmutter ein liebliches litauisches Bauernmädchen gewesen. Freilich, Obrist Dufour ist längst gestorben, aber seine Gattin erlebte noch Freude an den schönen Enkelknaben.

Auf dem Kirchhofe des Dörfchens, wo sie wohnt, ist das Grab ihres Mannes neben dem ihrer Eltern und des Pfarrers Ostermeier, und wenn sie mit ihrem Bruder dort weilt, so sehen sie beide mit stiller Ruhe die rotgold'nen Ströme des Abendrotes sich hinter den schönen Bäumen, die die Gräber schmücken, über den westlichen Horizont ergießen. – Sie hoffen nicht und fürchten nicht den Tod, denn sie kennen den Weg in den Himmel.

Ende.

\*\*\*

Geprüft:  
Sigil FlightCrew  
Sigil EpubCheck





*Berlin*

*2017*

*Jürgen Beschorner*